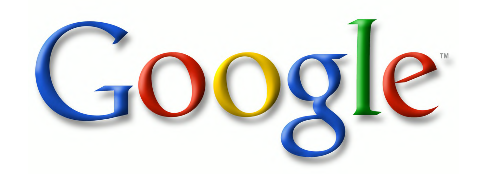
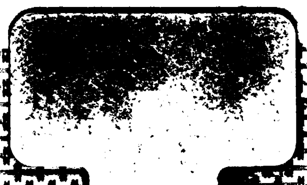
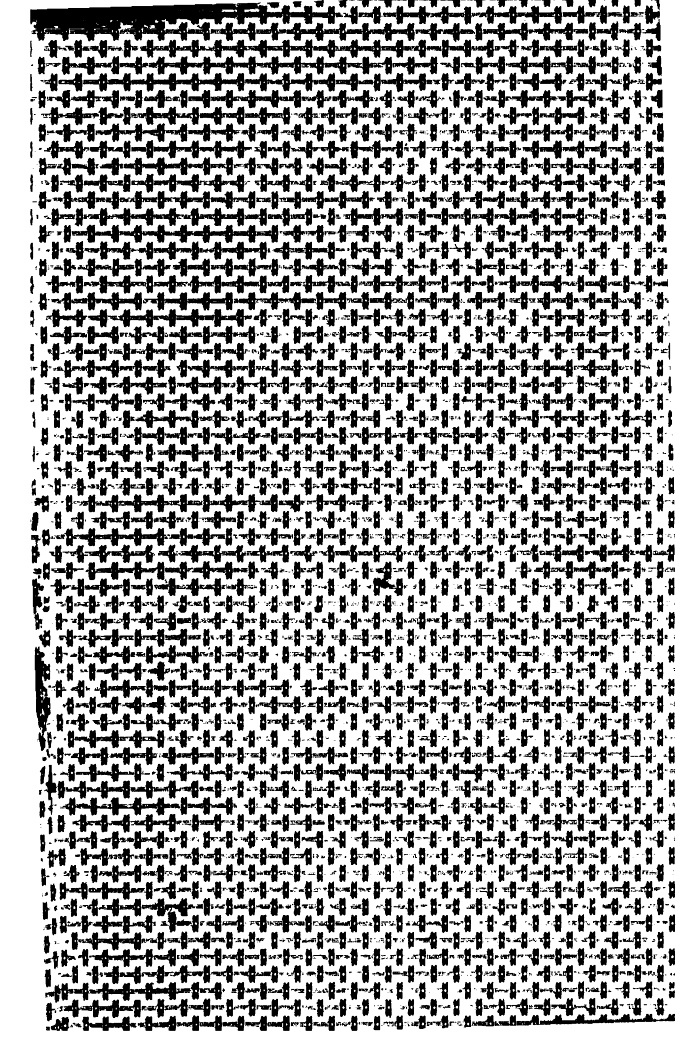



WIDENER
HN VXTW -


Michael Kuoni
№. 1864





Ritter
Johannes Guler
von Weineck.

Lebensbild eines Rhätiers
aus
dem siebenzehnten Jahrhundert.

Von

Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.

Bern.
Verlag von J. Heuberger's Buchhandlung.

1863.

Buchdruckerei von K. J. Wyß in Bern.

Vorwort.

Unter den hehren Gestalten, denen wir in der rhätischen Geschichte begegnen, nimmt Ritter Johannes Guler unstreitig eine der ersten Stellen ein. Mit Recht wird er die „Hauptzierde Graubündens“ im siebenzehnten Jahrhundert genannt. Groß an Gemüth, wie an Körper, ragte er unter seinen Zeitgenossen im Rathsale und auf dem Schlachtfelde hervor.

Es ist nichts Seltenes, daß in wichtigen Momenten — in blutigen Schlachten, bei schrecklichen Naturereignissen u. s. w. — ein Mensch gleichsam übermenschliche Anstrengungen macht und Wunder verrichtet. Die sicherste Probe eines höheren Charakters ist es jedoch, wenn er mit Beharrlichkeit an

einer guten Sache festhält auch in Zeiten, wo Alles verloren scheint. Die unerschütterliche Treue gegen das Vaterland und die evangelische Kirche ist es, welche den Obersten Guler so ehrwürdig macht. Möge das Leben und Wirken des wackern Davosers stets ein Vorbild für diejenigen bleiben, welche sich dem Dienste des Vaterlandes weihen!

Brusio im Mai 1863.

Der Verfasser.

Wenn der Freund erhabener Naturscenen aus dem fruchtbaren Domleschg, wo einst Rhätus und seine Gefährten eine neue Heimat gefunden, zwischen himmelhohen Felswänden und bodenlosen Abgründen, hoch über der schäumenden Albula, den Schyn- oder Müras-Paß emporsteigt, gelangt er nach zwei- bis dreistündiger mühsamer, aber sehr belohnender Wanderung in der Nähe der Solis-Brücke, welche ehedem als die höchste in ganz Europa galt (nach Tschudi 386 Fuß über dem Wasserspiegel), auf die einsame Berghalde, wo ungefähr in der Mitte des rhätischen Alpenkranzes, zwischen grünen Matten und fruchtbaren Getreidefeldern, die Ortschaften der volkreichen Gemeinde Obervatz liegen. Hier stand im Mittelalter die schon lang spurlos verschwundene Stammburg der mächtigen Freiherren von Vatz, denen ein Drittheil des Gebietes von Churrhätien ob der Landquart gehorchte. Vatz hat einen guten Klang in unserer vaterländischen Geschichte. Schöne Burgfräulein, Tanz und Spiel, eine wohlbesetzte

Tafel, volle Becher, muntere Sänger und Harfenschläger machten das Schloß zwischen den schauerlichen Schluchten zu einer belebten, lustigen Wohnstätte. Allein die Herren von Batz schauten nicht, wie so viele andere Burgherren in jener schlimmen Zeit des Faustwesens, gleich Raubvögeln über Thal und Gebirg umher, um auf Raub und Plünderung auszuziehen. Sie schützten im Gegentheil den Landmann und seine Hütte, den Hirten und seine Heerde, den Kaufmann und seine Waaren gegen die berüchtigten Ritter, Staudenreuter und Heckenfischer, welche Rauben und Plündern nicht für eine entehrende Beschäftigung hielten. Wenn es galt, Recht und Unschuld zu schirmen, zog Walther von Batz auch über die Landmarken hinaus. Der ländergierige Abt von St. Gallen, welcher Walther's Schwester, die verwittwete Gräfin Mathilde von Rapperschwyl, mit Kriegsvolk überzog, mußte z. B. seine schwere züchtigende Hand empfinden. Von wackern Glarnern und Schwyzern unterstützt, schlug der rhätische Held die Schaaren des geistlichen Herrn siegreich aus dem Felde und verschaffte der Wittwe Ruhe.

Bald nach dieser edlen That streiften die Jäger des Freiherrn in den dichten Wäldern des Albulathales umher. Nicht weit von Alvenen, dem Alba nova der tuskischen Ansiedler, drangen sie, einem von Nordost herunterbrausenden Bergbache entlang,

in unbekannte Wildnisse hinauf. Nachdem sie lange durch tiefe Schluchten und über hohe Felsen geklettert waren, sahen sie sich plötzlich in eine liebliche Hochebene versetzt, wo krystallhelle Quellen und Bäche, fischreiche See'n und gutes Weideland sich ihrem überraschten Blicke darboten. Die Jäger eilen mit der Kunde von ihrer Entdeckung nach Vatz. Verwundert fragt der Freiherr nach der Lage der entdeckten Hochlandschaft. «Davos», d. h. dahinten, sagen die Waidmänner, indem sie nach Osten zeigen. Der Freiherr schenkte den Jägern den Genuß der einsamen Hochlandschaft, wo sich um das Jahr 1250 vier edle Familien und acht Haushaltungen gemeinen Volkes ansiedelten. Jene bauten steinerne Häuser, diese hölzerne Hütten. Es waren freie Walser, die nach der gewöhnlichen Annahme aus Oberwallis kamen und auch andere rhätische Hochthäler bevölkerten. Um die Wildniß (fast 5000 Fuß über Meer) ihnen zur lieben Heimath zu machen, gewährten ihnen die Herren von Vatz persönliche und bürgerliche Freiheit. Sie mußten nur für die Güter ihnen einen kleinen Zins entrichten und Kriegsdienste leisten, wofür die Freiherren sie schirmen und über Todtschlag und Raub das Gericht halten mußten. —

„Swenne sy iren Zins verrichtend, so sind sy fry vnd habend mit nieman nüdt ze schaffen," sagt eine alte Urkunde.

In dieser von Anfang an freien Hochlandschaft, welche durch keine Herrenburg, durch keine Leibeigenschaft je entweiht worden ist, stand vor ungefähr zwei Jahrhunderten die Wiege des berühmten Mannes, dessen Bild ich unserer Zeit vor Augen stellen will.

Die vier edlen Familien waren wahrscheinlich: die Guler, Beeli, Schuler und Arbüser. Im Jahr 1321 erscheint Lukas Guler als Hauptmann der freien Walser von Davos. Um diese Zeit war Donat, der letzte Freiherr von Vatz, mit dem Bischof von Chur, Rudolf von Montfort, welcher den Kaiser Albrecht aus dem Hause Oesterreich in seinen für Rhätien so gefährlichen Vergrößerungsplänen unterstützte, in blutige Fehde gerathen. Die Unterthanen und Anhänger des Freiherrn und des Bischofs überfielen einander von Zeit zu Zeit, raubten, plünderten und verheerten die armen Hirtenthäler. So waren im genannten Jahre die Engadiner über den Scaletta in die Landschaft Davos eingefallen. Als sie, mit Raub beladen, zurückkehrten, eilte ihnen Lukas Guler mit einer tapfern Schaar nach, griff sie im Dischma-Thal an, entriß ihnen ihre Beute und jagte sie mit blutigen Köpfen über den Berg hinein. Die Stelle, wo die Davoser gesiegt, heißt noch jetzt Kriegsmatte. Der gleiche Held stand zwei Jahre später an der Spitze der Davoser in der blutigen

Schlacht bei Filisur, in welcher Donat, dem auch die befreundeten Waldstätte 1500 wackere Männer zu Hülfe geschickt hatten, den Bischof für immer demüthigte.

An der Wiege des X Gerichtenbundes auf dem Platze zu Davos, zu welcher der Ahorn von Truns geheimnißvoll herüber flüsterte, saß (1436) ohne Zweifel auch irgend ein Enkel des Siegers auf der Kriegsmatte, obschon Ulrich Beeli als Amtsammann den Bund unterschrieb.

In der ersten großen Freiheitsschlacht, welche die durch das geheimnißvolle Band des Vazeroler Bundesschwures zu wunderbarer Eintracht vereinigten Bündner aus allen Thalschaften (1499) auf der Malserhaide gegen den Erzfeind ihrer jungen Freiheit schlugen, suchen wir unter den hervorragenden Heldengestalten nicht umsonst einen Guler. An der Seite des sterbenden B. Fontana sehen wir Peter Guler, Oberster des Zehngerichtenbundes, mit seinen Landsleuten über die Leichen der Erschlagenen todesmuthig in die feindlichen Reihen stürzen, um Ehre, Freiheit und Vaterland zu retten.

Des Vaters Heldensinn erbte der einzig übriggebliebene Sohn Hans. Seine Geschwister waren alle an der Pest gestorben. Hans Guler und Johannes Travers, der „stählerne Ritter“ von Zuz,

waren die zwei sieggekrönten Anführer der rhätischen Kriegsschaaren im ersten Müsserkriege. Vor ihnen flohen die beutelustigen Horden des Medigin, die einen Einfall in's Veltlin gemacht hatten.

Hans Guler war nicht nur ein tapferer Kriegsmann, sondern auch ein sehr gelehrter Herr. Er hatte seine Jugendzeit größtentheils auf fremden Schulen zugebracht. In Deutschland hatte das Licht des Evangeliums, welches Luther wieder auf den Leuchter gesetzt, in seine empfängliche Seele hineingeleuchtet. Darum wirkte er am rhätischen Bundestag zu den berühmten Ilanzer-Artikeln mit (1526), welche der Reformation in den III Bünden Hohenrhätiens Thür und Thor öffneten, indem sie Religionsfreiheit gewährleisteten. Hans Guler zeigte sich auch später als ein treuer Freund des Evangeliums, und ohne Zweifel ist es seinem Einflusse zuzuschreiben, daß die Kirchenverbesserung im wilden Hochthale so frühzeitig Eingang fand. —

Da wir auch in der Folge in der Alpenlandschaft, am Fuße des Schwarzhorns, nicht bloß wackere Kriegsmänner, sondern auch viele „wohlstudirte" Herren antreffen, so muß hier auf die wichtige Stelle hingewiesen werden, welche Davos unter den vielen selbstherrlichen Hochgerichten der III Bünde frühzeitig sich verschafft und mehr als

zwei Jahrhunderte hindurch behauptet hat. Als Wiege des X Gerichtenbundes war Davos Hauptort desselben, wie Chur Hauptort des Gotteshausbundes und Ilanz Hauptort des grauen Bundes war. Der Landammann des Hochgerichtes Davos war als solcher zugleich Haupt des ganzen Zehngerichtenbundes und führte den Titel Bundeslandammann. Die Abgeordneten der X Gerichte hielten ihre Versammlungen immer zu Davos, und je das dritte Jahr wurde in der frischen Luft dieses Hochthales auch der allgemeine rhätische Bundestag gehalten. Der Landammann von Davos führte in jenen und in diesen (d. h. alle drei Jahre) den Vorsitz. Um dieser wichtigen Privilegien sich würdig zu zeigen, ließen die angesehenen und reichen Familien der Landschaft ihren Söhnen eine gute Erziehung und vielseitige Bildung zu Theil werden. Dazu ermunterte überdieß die lockende Aussicht auf einträgliche Aemter in den Unterthanenlanden.

Das Regieren in der hohenrhätischen Republik war, obschon die Bewohner der meisten Thäler in patriarchalischer Einfachheit lebten, keineswegs eine leichte Sache. Die Gesandten der fremden Mächte, welche dem Alpenvolke seine wichtigen Gebirgspässe und seine tapfere Mannschaft abzupachten suchten, verwirrten mit ihren heillosen diplomatischen Künsten die Verhältnisse des Freistaates der-

gestalt, daß hellsehende Lenker des Staatsruders erforderlich waren.

Zu den obgenannten vier edlen Walliser Familien gesellten sich später noch zwei andere einflußreiche adelige Geschlechter, die Buol und die Sprecher von Bernegg. Jene sollen um's Jahr 1300 aus Böhmen eingewandert sein; diese kamen um's Jahr 1525 aus dem Prättigau herauf. Beide Familien haben dem Vaterlande Helden und weise Staatsmänner gegeben. —

Wir kehren zu Hans Guler zurück. Derselbe bekleidete 1531 das Podestatenamt zu Trahona, und bald nachher die gleiche Würde zu Tirano. Wir dürfen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er nicht zu denjenigen Amtleuten gehörte, welche die Unterthanenlande wie Bergwerke ausbeuteten. Im Jahr 1533 wurde er zum Landammann der Landschaft Davos erwählt und bekleidete dann abwechselnd mit Paul Buol bis 1544 diese höchste Stelle seines Heimatthales und des X Gerichtenbundes. Auch nach diesem Jahre erhoben ihn seine Mitbürger noch öfters zu dieser Würde. Er ist in seinem ganzen Leben achtzehn Mal Landammann, also zugleich auch Bundeslandammann gewesen. Wohl mehr denn zweihundert Jahre lang war der Landammann zu Davos ein Guler, Beeli, Buol, Sprecher oder Ardüser. Eine derartige Oligarchie steht mit

der Demokratie nicht im Widerspruche. Die demokratische Freiheit gibt den Charakteren einen begünstigenden Raum zu selbstständiger Entwicklung.

Die Davoser beförderten den Hans Guler und Paul Buol nicht aus Vorliebe zu diesen Familien so oft zu den höchsten Stellen, sondern aus dem Grunde, weil sie sahen, daß dieselben die Interessen des Heimatthales und des weitern Vaterlandes treu, umsichtig und patriotisch wahrten. Nicht durch ihren Stammbaum, sondern durch große Geistesgaben und edle Gesinnungen behaupteten die Bevorzugten ihren höhern Einfluß. Aus dem gleichen Grunde finden wir auch in andern Thälern Graubündens, wie damals, so noch heutzutage, eine Art von Oligarchie.

Hans Guler mußte öfters das stille Hochthal verlassen, um als Gesandter der III Bünde sich zu Kaisern, Königen, Fürsten und Republiken, mit denen man damals viel zu schaffen hatte, zu begeben. Solche ehrenvolle Aufträge beurkunden seine Geschicklichkeit als Staatsmann und legen zugleich ein Zeugniß von dem Zutrauen und der Achtung ab, die er unter seinen Mitbürgern auch in weitern Kreisen genoß. —

Die erste Gattin, Barbara Töni, hat ihm zwei Söhne geboren. Hans — so hieß der ältere — „ein wohlgeschulter, tapferer Herr“, dem Evangelium

treu zugethan, hat, nachdem er Vikari oder Malefiz=richter des Veltlin's gewesen, 1554 im Siener=Zug sein Leben ritterlich geendigt.

Peter, der jüngere, ebenfalls ein „wohlstudirter, frommer, redlicher Herr“, dem wir noch öfters begegnen werden, war Podestat von Trahona, Vikarius des Veltlin's, öfters Landammann zu Davos, und, wie sein Vater, mehrmals Gesandter an fremden Höfen.

Da Hans ohne Leibeserben gestorben und Peter in kinderloser Ehe lebte, entschloß sich der alte Landammann in schon vorgerücktem Alter, sich nochmals zu verheirathen. Er wählte Anna Buol, des obgenannten Landammann Paul's Tochter, „eine achtzehnjährige, züchtige, verständige, hübsche Jungfrau“, zur zweiten Gattin.

Es war eine glänzende, interessante Hochzeit, welche die ganze Landschaft in freudige Bewegung versetzte. Man sah es dem alten Hochzeiter, an dessen Seite Anna mit dem Jungfernkranze wie eine Alpenrose glühte, an, daß er weder ein Senne noch ein Säumer war. Ein geübtes Auge erkannte in dem festen Schritte des Sechzigers unschwer den Feldherr des Müsserkrieges, und sein ganzes Aeußeres verrieth den Mann, der sich auch an Fürstenhöfen sehen lassen durfte. Dennoch nahm er mit herablassender

Freundlichkeit von Jedermann die in Walserdeutsch dargebrachten Glückswünsche entgegen.

Daß ein langer Hochzeitszug aus dem Guler'schen Hause am Platz sich in die nahe St. Johannes-Kirche, die ehrwürdige Hauptkirche des ganzen Thales, in welcher schon seit drei Jahrzehnten das lautere, unverfälschte Evangelium verkündigt wurde, sich begab, versteht sich von selbst. Hatte doch die Braut neun Brüder und vier Schwestern, welche allzumal verehlicht waren. Schon diese allein mit ihren Frauen, Männern nnd Kindern bildeten eine hübsche Reihe. Mit welcher Freude schaute der greise Buol auf seine zahlreiche Nachkommenschaft hin! Mit welchem Entzücken musterte er die blühende Schaar seiner Kinder und Enkel! Von nah und fern, aus dem Prättigau durch die Stütze herauf, aus dem Schalfik über den Strela herüber, aus dem Belfortischen durch die Züge, und selbst aus den beiden Engadinen über den Scaletta und Fluela waren Gäste gekommen, Männer, die mit Guler und Buol an Bundestagen oder in Feldzügen Freundschaft geschlossen hatten. Der alte Johann Travers, welcher die Lorbeeren des ersten Müsserkrieges mit Hans Guler getheilt, würde gewiß auch zur Hochzeit gekommen sein, wenn er nicht am rechten Arm lahm und vom Alter gebeugt gewesen wäre. Der hoch verdiente Greis in Zuz konnte nur noch den

Gang in die Kirche machen, wo er am späten Abend seines thatenreichen Lebens noch das Evangelium predigte, nachdem er so viele Jahre als Feldherr und weiser Staatsmann in den rhätischen Alpen und an Fürstenhöfen geglänzt hatte. Es herrschte andächtige Stille im Gotteshause, als der würdige Pfarrer Tobias Egli, von Frauenfeld gebürtig, Bullinger's Freund, nachheriger Antistes von Chur, im Namen des dreieinigen Gottes die Hände der Brautleute zusammenfügte und ihre Ehe feierlich einsegnete. Nach Vollziehung der kirchlichen Handlung behauptete jedoch die Fröhlichkeit wieder ihr Recht.

„Fröhlich in Ehren,
Wer will das verwehren?!“

Der freundliche Leser wird nicht eine Aufzählung der Gerichte des Hochzeitsmahles erwarten. Der Verdauungsprozeß geht in der elastischen Bergluft bekanntlich schnell und gut von statten. Ein Davoser Magen kann daher ordentlich ertragen. Die See'n der Landschaft lieferten feine Forellen, Berg und Wald delikates Wildpret auf die hochzeitliche Tafel. Selbstverständlich fehlte es im Jahrzehnt des „Speckkrieges“ auch nicht an Schinken. Erzeugnisse des Südens hatten die Säumer aus dem Wälschland gebracht. Der gewürzreiche Veltliner wird in

den kühlen Davoser Kellern ein wahrer Nektar. Die Gäste trinken nach der Väter Brauch einander tapfer zu. — Die Augen glänzen, die Zungen lösen sich, die Wunden des Herzens genesen, jeder Kummer verschwindet von den Stirnen, alle Sorgen des Lebens werden abgeschüttelt. An der Seite seiner Anna hat der glückliche Bräutigam den Volksaufruhr von 1550, in welchem seine mißleiteten Bundesgenossen ihn in Banden gelegt, vergessen. Er denkt auch nicht mehr an den Schiffbruch auf dem Zürichsee, aus dem er auf der Rückkehr von einer Tagsatzung zu Baden mit Mühe sein Leben gerettet, indem er sich an einen Fuß der Rapperschwyler-Brücke anklammerte. Die Hochzeitsgäste waren nicht lauter vornehme Herren und Frauen in glänzenden Modekleidern; es waren auch viele in selbstverfertigtes Haustuch gekleidete Landleute darunter. „Durch das Volk und für das Volk!“ war Guler's Wahlspruch. Nur durch das Volk kann man in rein demokratischen Staaten zu Macht und Ansehen gelangen. Wehe dem, der selbst mit dem Geringsten unter dem Volke nicht freundlich thut! An der Besatzung oder Landsgemeinde gilt ja die Stimme des Geißhirten oder Nachtwächters so viel als diejenige des Bundeslandammanns.

Lauschen wir nun eine Weile den Tischgesprächen der gemischten Gesellschaft. Wie anschaulich schildert

der Jäger das Thierleben in der Alpenwelt! Bär, Wolf, Fuchs, Gemse, Murmelthier, Adler, Bartgeier und noch andere Thiere kommen eines nach dem andern an die Reihe. Daß es auf Davos in jenen Zeiten nicht an Jagdabenteuern fehlte, zeigen noch jetzt die am Rathhause angenagelten Köpfe wilder Bestien. Interessant sind auch die Erzählungen des Hirten von den „wilden Männlein." Er behauptet steif und fest, daß dieselben auf den höchsten Gräten die Gamsthiere melken und in Felsenhöhlen eine geheimnißvolle Milchwirthschaft treiben. Mit Ungeduld erwartet der Senne das Ende der Geschichte von den „wilden Männlein."

Den Hang des Menschen zum Abenteuerlichen kennend, hofft er mit der Schilderung eines Drachens, der in den Tagen seines Großvaters auf einer Alp der Landschaft eine ganze Heerde sammt den Hirten verschlang, die Phantasie der Tischgenossen noch mehr zu reizen. In der That hört Jung und Alt ihm mit steigender Aufmerksamkeit zu, während er die Flügel, die Klauenfüße, den Ringelschwanz, die feuersprühenden Augen und den weiten Rachen des Ungeheuers beschreibt.

Ein Säumer, der auf dem Scaletta in einer Lawine begraben gewesen, spricht nicht minder fesselnd von den schrecklichen Schneestürmen auf den Berg-

päſſen und belehrt ſeine Zuhörer, daß ohne den bewunderungswürdigen Inſtinkt der Saumroſſe der Veltliner diesſeits der Alpen nicht ſo oft die Herzen der Geſunden und Kranken erfreuen würde. An der Tafel des Bräutigams ſind die Naturſchönheiten des Abdathales und die Sitten und Unſitten an den Fürſtenhöfen der Gegenſtand der Unterhaltung. Daß die Frauen und Mädchen nicht eine ſtumme Rolle ſpielten, ſondern gleichfalls natürliche Wohlredenheit an den Tag legten, kann ſich der Leſer denken. Der Raum geſtattet nicht, weiter zu erwähnen, was da ein redſeliges Großmütterchen, und dort eine witzige Tochter geſagt hat. Es war nicht der Abend= ſondern der Morgenſtern, der den ſeelenvergnügten Hochzeitgäſten als Wegweiſer in die zerſtreuten Walſer=Wohnungen diente.

Ungefähr 15 Monate ſpäter war in Guler's Haus wieder ein Freudenmahl, an dem jedoch weniger Gäſte Theil nahmen. Zu oberſt am Tiſche in der mit duftendem Arvenholze ſauber getäfelten Stube ſaß der Pfarrer Egli; dann folgten zu beiden Seiten: ſeine Ehefrau, Frau Ammännin U. Kaſpar, Podeſtat Andreas Sprecher und Rathsherr L. Kind. Sie hatten den ſchönen Knaben aus der Taufe gehoben, womit der Herr die Ehe des alten Landammanns und ſeiner jungen Gattin geſegnet hatte.

Der wohlgebildete Säugling an der Bruſt der

jungen Mutter, welche so frisch aussieht, wie ihr heimatliches Hochthal, ist der

Johannes Guler,

dessen Lebensbild nun vor dem Blicke des Lesers sich entrollen wird.

Wie freute sich der alternde Held, wenn der kerngesunde Bube in seinen Freiheitsbestrebungen so glücklich war, seiner Wiegenbande und seiner Windeln sich zu entledigen! Möge es mir vergönnt sein, sagte er dann bei sich selbst, dem zum feurigen Jüngling herangewachsenen Knaben das wuchtende Schwert zu umgürten, welches in meiner Rechten dem Vaterlande gegen Medigins Horden gute Dienste geleistet hat. Wie vergnügt war der Bundeslandammann, wenn seine liebe Anna mit ihrer Silberstimme ein frommes Wiegenlied sang, das sie von ihrer Großmutter gelernt hatte! Sein häusliches Glück ließ ihn jedoch die Sorge für das Gemeinwesen nicht vergessen. Im Jahr 1563 bekleidete er zum achtzehnten Male das Landammannamt, womit, wie wir bereits wissen, die Würde des Bundeslandammanns verbunden war. Hellsehende ehrenfeste Männer thaten damals dem Vaterlande Noth; denn von Jahr zu Jahr verwickelten und verwirrten sich immer mehr die früher so einfachen und patriarchalischen Verhältnisse des hohenrhätischen Freistaates. Die Herzschläge

der Graubündner waren nicht mehr alle Gott und dem Vaterlande geweiht. Die Pensionen und Jahrgelder der fremden Fürsten hatten die Gesinnungen vieler Vorsteher des Volkes vergiftet. Der Klang des Goldes übertönte die abmahnende Stimme des Gewissens.

Ulrich Campell, der Vater der rhätischen Geschichte, schrieb um diese Zeit herum folgende Klage in seine Jahrbücher: „Wie sehr haben sich die Rhätier im Laufe der Zeit geändert! In Kleidung und Nahrung waren sie ehedem äußerst einfach gewohnt. Ihr Getränk war Milch oder Wasser. Nun kommen statt des gewöhnlichen Haustuches sammtne und seidene Kleider in Gebrauch; in goldenen Ketten und Ringen wird ein unendlicher Luxus getrieben. Der fremde Kriegsdienst hat mit dem Gelde auch Habsucht, Trunk und Spiel, Fluchen und Schwören und die französische Krankheit in's Land gebracht."

Wie die Glocken der St. Johannes-Kirche so klagend in die Winterlandschaft hinaustönen! Es wimmelt in der glänzenden Schneefläche allenthalben von schwarzgekleideten Personen. Man erweist dem Amtslandammann Hans Guler die letzte Ehre. Mitglieder der Obrigkeit tragen den Sarg. Wir sagen nichts von dem Schmerze der Anna, welche 19¹/₂ Jahre alt schon Wittwe geworden. Die Kunde vom Hinscheide des wackern Mannes war eine Trauer-

botschaft für die ganze Republik. „Er ward von dem ganzen Stand gemeiner III Bünde wegen seines großen Verstandes, seiner Aufrichtigkeit, Tapferkeit, Milde und Freigebigkeit als ein Vater des Vaterlandes hoch beweint," sagt unser Hauptgewährsmann, Ritter Fortunat v. Sprecher, der Historiker von der unbestechlichen Wahrheitsliebe. Selbstverständlich standen und weinten am Grabe des verdienstvollen Mannes viele Vaterlandsfreunde von nah und fern.

Wir begeben uns jetzt vom „Platze" bei der Hauptkirche zur Frauenkirche, etwa 40 Minuten weiter unten in der Landschaft. Es ist die Zeit des „Durchbruches". Der Weg ist „aber"; allein zu beiden Seiten liegt noch viel Schnee, der mit der heißen Märzsonne um die Herrschaft ringt. Man muß zusehen, daß man nicht im Kothe stecken bleibt. Die Zeit des Durchbruches ist in den Hochthälern die unangenehmste des ganzen Jahres.

Die freien Walser wohnen in zerstreuten Häusern. Jede Familie hat neben dem Hause einen geräumigen Stall, einen Brunnen und ringsherum die fetten Wiesen. Diese Sitte ist zu allen Jahreszeiten sehr bequem und der klimatischen Beschaffenheit der Alpenlandschaft ganz angemessen. Auf einer Höhe von 4—5000 Fuß über Meer fällt oft in

einer Nacht so viel Schnee, daß der Gang zu fernen Viehställen unmöglich wäre. Wir treten in ein Haus auf Paul's Boden. Es ist, wie die meisten andern der Landschaft, von Holz, aber mit einer gewissen Eleganz gezimmert. Auch das Innere sieht schöner aus, als eine gewöhnliche Bauernwohnung. Im Innern fallen uns zunächst ein gewaltiges Schwert und eine Hellebarde in die Augen. Ihr Besitzer, ein zweiundachtzigjähriger Greis, sitzt auf der Ofenbank und betrachtet mit innigem Wohlgefallen einen Säugling, der ihn aus der Wiege anlächelt. Es ist Paul Buol, den wir schon kennen.

Nach dem Tode ihres Mannes hatte sich Anna mit ihrem kleinen Johannes zu ihrem Vater begeben, um ihm durch treue Pflege den späten Abend seines thatenreichen Lebens zu versüßen. Paul Buol gehörte zu den hervorragenden Männern des Bündnerlandes. Als Landammann von Davos war er öfters auch Haupt des X Gerichtenbundes und Präsident des rhätischen Bundestages. Seine Brauchbarkeit für wichtige Geschäfte geht auch daraus hervor, daß er mehrmals mit Gesandtschaften an Fürstenhöfe betraut wurde. Der hochstämmige, schöne Mann hatte im zweiten Müsserkriege bei der unglücklichen Belagerung von Morbegno, wo der riesenhafte Dietegen von Salis, der

in der Schlacht von Marignano mit seiner Hellebarde 17 Feinde erlegt, nebst andern tapfern Hauptleuten gefallen war, eine schwere Wunde davongetragen. Auch in Frankreich hatte er mehrere Jahre gedient und einmal das Podestatenamt zu Morbegno bekleidet. An der Hand dieses greisen, ehrwürdigen Großvaters lernte unser Johannes Guler gehen.

Der Großvater führte den muntern Enkel auf den großartigen Schauplatz der Alpennatur zwischen den majestätischen Bergen, denen der Finger Gottes sein großes Gepräge aufgedrückt hat. Mit dem Großvater ging der kleine Johannes in den Stall, um aus dem reingefegten Eimer kühwarme Milch zu trinken, auf die bunten Wiesen, um die hüpfenden Lämmer Salz aus seinen Händchen lecken zu lassen, in den Wald, um Erd- und Heidelbeeren zu pflücken, an die lieblichen Ufer des blauen See's, um an den Sprüngen der Fische sich zu ergötzen. Mit dem Großvater ging der kerngesunde Knabe, den kein Schneegestöber, wovon man auf Davos, wie im Oberengadin, mitten im Sommer überrascht werden kann, abschreckte, den Säumern entgegen, welche den Kindern aus dem Veltlin Kastanien, Feigen und wälsche Haselnüsse brachten. An der Seite des silberlockigen Greises betrachtete der neugierige Enkel auf dem Rathhause die Hochgerichtsfahnen mit dem wilden Manne, die Morgensterne und Hellebarden, die unter dem Dache

angenagelten Bären- und Wolfsköpfe, die Wappen der Davoser Herren-Geschlechter in den bemalten Fensterscheiben, den im rothen Felde rechtshinschreitenden blauen Löwen mit blankem Schwert in der Pranke im Guler'schen, und die halb weiß und halb blau gekleidete Jungfrau mit einem Kranz in den fliegenden blonden Haaren und einem Jasminzweig in der rechten Hand auf dem Buol'schen Wappen. Auch wenn der alte Bundeslandammann mit dem Psalmenbuch zur Kirche ging, mußte er den anhänglichen Enkel mitnehmen, auf welchen Gesang und Gebet einen sichtbaren Eindruck machten. —

Unter der zahlreichen Enkelschaar war daher keiner, der 1567 am heil. Pfingstfest am Grabe des im Herrn entschlafenen Großvaters so bitterlich weinte, wie der fünfjährige Johannes Guler. *)

*) Einer gefälligen Mittheilung des gelehrten Genealogen und Heraldikers Hrn. Anton Sprecher von Bernegg in Chur zufolge erlebte Bundeslandammann Paul Buol, mütterlicher Großvater des Johannes Guler, der fast 90 Jahre alt auf dem Paulsboden bei der Frauenkirche starb, 300 **Nachkommen!** Von ihm stammen alle die zahlreichen Linien der Buol in Bünden und die reichsgräfliche Familie Buol in Wien ab, welch' letzterer der k. k. österreichische Minister-Präsident Graf Karl Ferdinand v. Buol-Schauenstein angehört. Die Buol zu Davos, Chur, Parpan, Schalfik, Klosters, Furna, St. Antönien, Bergün, in Westphalen, Baden und Würtemberg (die sich jetzt Buhl schreiben), die erloschenen

Im Jahr darauf verheirathete sich seine Mutter, die schöne junge Wittwe, mit Hrn. Ammann Jakob Ott von Grüsch im Prättigau. Sie nahm natürlich ihren kleinen Sohn mit an den neuen Ort ihrer Bestimmung. Er sollte nun in die Schule gehen; allein in Grüsch war für die Jugendbildung schlecht gesorgt. Darum wurde der Knabe, dessen junge Kraft in der Davoser Luft gestählt worden war, zum Pfarrer Ulrich Medicus in Schiers in die Schule geschickt.

In der volkreichen Gemeinde Schiers hatte nur fünf Jahre früher die Kirchenverbesserung Eingang gefunden. Der erste evangelische Pfarrer daselbst war Alexander Galitius (Saluz), Sohn des Reformators Philipp. Er starb 1566 an der Pest. Es war von großer Wichtigkeit, der Gemeinde, in welcher noch Anhänger des Papstthums waren, wieder einen tüchtigen Seelsorger zu verschaffen. Es wurde daher Medicus, ein Berner, berufen. Er gehörte wahrscheinlich zu den talentvollen Jünglingen, welche Zürich auf Staatskosten studiren ließ, um die Re-

Buol zu Rorschach und zu Dusch im Domleschg stammen alle von dem kinder- und enkelreichen Paul Buol auf dem Paulsboden ab, der wegen seines scharfen Auges der Lüx genannt wurde. Auf dem Buol'schen Wappen erscheint außer der genannten Jungfrau noch ein gekrönter Löwe, der einen vergoldeten Morgenstern in den Pranken schwingt.

form auszubreiten. Euler hatte also schon im zarten Knabenalter einen tüchtigen Lehrer. Er machte den weiten Schulweg von Grüsch nach Schiers gerne, weil er am Lernen von Anfang an große Freude hatte. Im Jahr 1569 wurde Peter Euler zum Vikari des Veltlin's erwählt. Weil er keine eigenen Kinder hatte, wünschte er, den kleinen Stiefbruder mit sich nach Sondrio zu nehmen. Die Mutter, der die vielseitige Bildung ihres Sohnes am Herzen lag, willigte ein.

An den Ufern der Adda werden also jetzt die Blicke des zarten Knaben durch neue prachtvolle Landschaftsbilder bezaubert. Er vergißt jedoch in den Weinlauben und unter den Feigenbäumen das Land seiner ersten Eindrücke, Davos, wo sein unvergeßlicher Großvater im Grabe ruht, nicht. In Sondrio verweilte damals nebst andern italienischen Flüchtlingen, die aus Liebe zum lautern Evangelium die schöne Heimat mit dem dunkelblauen Himmel verlassen hatten, der berühmte Poet, Vincenzio Pordano, ein Edelmann von Ravenna. Unter der Leitung dieses trefflichen Lehrers lernte der junge Euler zwei Jahre lang die italienische Sprache und die Anfangsgründe der lateinischen. Nach Ablauf der Amtsdauer kehrte der Vikari Peter nach Bünden zurück. Wem soll nun der hoffnungsvolle Knabe anvertraut werden? In der rhätischen Hauptstadt blüht schon seit vier Jahrzehnten eine treffliche Schule, in welcher

dem Kardinal Carlo Borromeo, dem Disentiser Abte v. Castelberg und dem Bischof a' Porta von Chur zum Trotze junge Bündner von beiden Konfessionen von ausgezeichneten Lehrern unterrichtet werden. —

Wie Zwingli in Zürich, hatte auch Comander in Chur erkannt, daß das Schicksal künftiger Geschlechter wesentlich von der Bildung der Jugend abhange. Hauptsächlich auf seine Anregung hin hatte der Gotteshausbund im ehemaligen St. Nikolai-Kloster eine höhere Erziehungsanstalt gestiftet.

In dieser Schule finden wir nun unsern Guler von 1571—1574 in der Klasse des „hochgelehrten, ehrenfesten" Rektors Joh. Pontisella aus dem Bergell und am Tische des Rathsherrn Peter Sprecher. Hier war es ihm vergönnt, die Predigten seines Taufpathen Egli anzuhören, der 1566 von Davos nach Chur zum Oberpfarrer berufen worden war. Nach Sprecher's Zeugniß hat der allezeit lernbegierige Zögling zu Chur „in der Lehre treffentlich zugenommen".

Die Dinge, welche damals in Rhätien vorgingen, müssen auf sein empfängliches Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Um die stürmische Churer-Synode von 1571, welche den Stadtpfarrer Gantner, als Freund der Wiedertäufer, und mehrere italienische Prediger wegen socinianischer Ansichten aus ihrem Schooße ausschloß, werden sich zwar die Nikolai-Schüler wenig bekümmert haben. Als aber

im folgenden Jahre der Bullenkrieg ausbrach; als aus allen Thälern bewaffnete Schaaren mit fliegenden Bannern heranmarschirten; als etwa 15,000 Bauern vor Chur's Thoren sich lagerten; als der angesehenste Bündner, Johann v. Planta, Herr von Rhäzüns, Doktor beider Rechte, unter Spott, Hohn und Muthwillen, von 22 Fahnen umringt, auf einem elenden Rosse in die Stadt geführt und des Verraths gegen die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes angeklagt wurde, weil er mit einem päpstlichen Gewaltbriefe die in Folge der Reformation veräußerten Kirchengüter an sich ziehen wollte; als Planta von einem Strafgerichte, welches von 600 bewaffneten Gaumern umgeben war, zum Tode verurtheilt und am Montag in der Charwoche zu Chur öffentlich enthauptet wurde, da waren auch der junge Johannes Guler und seine Mitschüler erschrockene Zuschauer des tragischen Schauspiels. —

Der Vikari Peter theilte mit seiner Stiefmutter die Sorge für die Erziehung und Bildung seines Stiefbruders, welcher bestimmt war, das Guler'sche Geschlecht fortzupflanzen und seinen Ruhm zu vermehren.

Im Jahr 1574 führte er ihn nach Zürich, und war so glücklich, ihn bei Rudolf Funk, Pfarrherr zum Frauenmünster, unterzubringen. Da war Guler leiblich und geistig auf's Beste versorgt. Es bildete

sich zwischen ihm und seinem Kostherrn ein so herzliches Verhältniß, wie zwischen Sohn und Vater. Er hat sein Leben lang Funk's gottesfürchtigen Wandel und seine biblischen Erbauungsstunden gerühmt. Wie wichtig für den strebsamen Jüngling ein sechsjähriger Aufenthalt in Zürich sein mußte, wo der wackere Bullinger Zwingli's Werk mit unwandelbarer Treue fortsetzte, und ein so frisches geistiges Leben waltete, kann Jedermann leicht ermessen.

Pfarrer Funk schickte seinen rhätischen Kostgänger öfters mit Aufträgen zu Bullinger, zu dessen Eidam Pfr. Ludwig Lavater, zu Pfr. Rudolf Gwalter, der Ulr. Zwingli's schöne Tochter zur Gattin hatte, und zu andern Zierden der Zürcher Kirche. Diese Männer Gottes führten den jungen Davoser in die beseligende Gemeinschaft Christi, während gelehrte Professoren ihn in die erhebende Bekanntschaft der Römer und Griechen einführten. Er machte in Zürich so glänzende Fortschritte, daß er z. B. fertig griechisch reden und in dieser Sprache Verse schreiben, und ohne Punkte hebräisch lesen konnte, und mehrere Psalmen in dieser Sprache auswendig wußte.

Um seine Kenntnisse zu erweitern, bezog der 19 Jahre alte Guler 1581 in Gesellschaft des Hans Rudolf Rahn von Zürich die hohe Schule zu Genf.

Heinrich Rahn, Rudolfs Großvater, war Obrist im Müsserkrieg gewesen, in dem auch Gulers Vater

und mütterlicher Großvater gekämpft hatten. Deßwegen fühlte sich der junge Rahn sehr zu seinem Studiengenossen von Davos hingezogen.

Genf hatte damals ein ernstes und edles Gepräge. Durch Calvin's heiligen Eifer für Gottes Ehre, und seine gewissenhafte Sorge für die Erbauung des Reiches Christi war es ein Feuerherd christlicher Bildung, Freiheit und Wissenschaft geworden. Der feurige Theodor Beza war ein würdiger Nachfolger des großen Reformators. Vom Strome seiner gottbegeisterten Rede wurde auch Guler oft hingerissen. Bei dem berühmten Dionysius Gothofredus studirte er Civilrecht und Geschichte. Privatim übte er sich mit dem gelehrten Calabresen Aug. Donius in der italienischen Sprache und Dichtkunst. — Sehr bildend waren auch die Reisen, welche er mit seinem Zürcher Busenfreunde in Frankreich und mehrern Schweizerkantonen machte. In Freiburg wurden die beiden Jünglinge vom Schultheißen Johann von Landen, gewöhnlich Heidt genannt, sehr wohlwollend aufgenommen und behandelt. Er sagte ihnen unter Anderem, er hoffe, sie noch als Häupter im Regiment ihres Vaterlandes zu sehen.

Der Ruf des weitberühmten D. Franciscus Hottomannus zog hierauf den Davoser Studenten nach Basel, dem Sammelplatze vieler gelehrter Männer. Da ist er „von allen Lehrern, besonders von

Professor Nicol. Stupanus aus dem Engadin ganz lieb und werth gehalten worden."

Im Jahre 1582 wünschte die Familie Funk in Zürich den Rhätier, welchen sie so innig lieb gewonnen hatte, wieder in ihrer Mitte zu sehen. Guler folgte der herzlichen Einladung und während er daselbst ganz den reinen Genüssen einer durch das Evangelium geheiligten Freundschaft sich hingab, versammelten sich auf der Rathstube zu Davos der große und kleine Rath, um einen Landschreiber zu wählen. Alle Stimmen fielen auf Johannes Guler, welcher bald nachher mit einem reichen Schatze von Kenntnissen in seinem wilden Geburts- und Heimatthale am Fuße des 10,500 Fuß hohen Schwarzhornes sich einfand, und schon mit seinen ersten Amtshandlungen das Zutrauen seiner Mitbürger rechtfertigte. Er hatte nicht nur einen hellen Verstand, sondern auch einen frommen Sinn von den Schulen mit nach Hause gebracht. Er war nicht bloß ein Freund der Wissenschaften, sondern auch ein aufrichtiger Freund des Evangeliums. Schon seine Mutter hatte den Frömmigkeitstrieb in ihm geweckt; Funk, Bullinger, Beza u. A. hatten die göttlichen Funken in seiner empfänglichen Seele zur hellen Flamme angefacht. —

Wie stolz waren die freien Walser auf ihren jungen Landschreiber, der 1582 in ihrem ehrwürdigen

Rathhause, groß und schlank wie eine Edeltanne, unter den Landesvätern der III Bünde saß! Auch mancher andere Bündner betrachtete den schönen jungen Manu mit innigem Wohlgefallen und baute nicht geringe Hoffnungen für's Vaterland auf die Weisheit und Rechtschaffenheit, die in seinem ganzen Wesen durchschimmerten. Das rhätische Staatsschifflein wurde damals auf einer stürmischen See umhergetrieben und bedurfte zu seiner Rettung geschickter und starker Hände. Die Häuptlinge der Faktionen hatten durch gierige Habsucht, durch zügellosen Ehrgeiz und blinde Rachsucht das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht. Bünden war „ein Wirrwarr, den die Vorsehung regierte.“ Auch die evangelische Geistlichkeit richtete hoffnungsvolle Blicke auf den Davoser Landschreiber, der zu einer einflußreichen Rolle in den III Bünden bestimmt war, und als Zuhörer und Zögling von Bullinger und Beza gegen das Gedeihen der protestantischen Kirche in den rhätischen Alpen, die an Carlo Borromeo einen so gefährlichen Feind hatte, nicht gleichgültig sein konnte.

Guler hatte schon am ersten Bundestag das Vergnügen, zur Wahl des Dr. Raphael Egli, der ein Sohn seines lieben Taufpathen, Pfr. Tobias Egli, war, zum Rektor der höhern Schule in Sondrio mitwirken zu können. Seine Freude wurde freilich später getrübt, als die Finsterlinge an der Adda gegen die

Anstalt, von welcher Strahlen des evangelischen Lichtes ausströmten, Himmel und Hölle in Bewegung setzten, und nicht rasteten, bis sie aufgehoben war.

Im Jahr 1583 führte der schmucke Landschreiber die „adelige, ehr= und tugendreiche" Jungfrau Barbara Perini, eheliche Tochter des Jakob und der Katharina Graß von Zuz im Oberengadin zum Traualtar. Seit den Tagen des blutigen Straußes auf der Kriegsmatte unweit des Guler'schen Stammhauses hatte sich Vieles geändert. Die Davoser und Engadiner waren nicht mehr erbitterte Feinde, sondern gute Nachbaren und treue Bundesbrüder, durch die geheimnißvolle Kraft des Vazeroler=Bundes auf's Innigste miteinander verknüpft. —

Guler hatte bereits Vaterfreuden erlebt, als die Kriegstrommel durch die Landschaft wirbelte. Es spuckte wieder in den Unterthanenlanden, wo Borromeo mit seiner Jesuitenmoral die Rebellen heimlich begünstigte. Dem Rufe des Vaterlandes folgend, nahm der junge Ehemann von Weib und Kind Abschied und zog (1585) als Landesfähndrich mit den rhätischen Kriegsschaaren über die hohen Bergjoche nach Chiavenna. Keine Fahne im ganzen Heere flatterte so hoch in der Luft, wie diejenige mit dem wilden Manne von Davos, welche die kräftige Hand des 6½ Schuh langen Guler's empor=

hielt. In den Heeren jener Zeit war die Fähndrichsstelle von großer Wichtigkeit. Man nahm dazu immer „einen hochgewachsenen, geraden Gesellen in voller Mannesblüthe.“ Proben persönlicher Tapferkeit konnte der Davoser Fähndrich in diesem Feldzuge keine ablegen, weil das feige italienische Gesindel, welches einen Einfall in's Veltlin beabsichtigte, bei der Annäherung der Bündner Fähnlein wie Spreu vor dem Winde auseinander gestoben war. Nachdem er zur Errichtung der wichtigen „Clevner-Artikel“, welche dem evangelischen wie dem kathol. Glaubensbekenntnisse volle Freiheit zusicherten, treulich mitgewirkt hatte, kehrte er an den heimatlichen Herd in den Schooß seiner Familie zurück.

In diesem Jahre folgte auf einen äußerst milden Winter ein nasser, kalter Sommer. Die höher gelegenen Thäler waren öfters mit Schnee und Reif bedeckt. Es entstand eine Theurung. Zu dieser gesellte sich die Pest, — so nannte man im 16. und 17. Jahrhundert die ansteckenden bösartigen Fieber — welche besonders Davos schwer heimsuchte. Nur in dem kleinen Nebenthälchen Sartig wurden über 200 Personen davon hingerafft. Da flohen Viele vor dem Würgengel in die gesunde Luft des Engadin, welches auch 1550 ganz verschont blieb, als in Chur an einer ähnlichen Seuche 1100 Personen starben. Auch unser Landschreiber Guler begab sich mit Erlaubniß

der Obrigkeit mit seiner Gattin — das Kind war kurz vorher gestorben — nach Zuz, wo er im Hause seines Schwagers, Balthasar Planta, fast ein ganzes Jahr zubrachte. Diese Zeit widmete er hauptsächlich der Erlernung der romanischen Sprache und der Erforschung der vaterländischen Geschichte. Zu dem Ende studirte er mit großem Fleiße den von Johannes Travers in romanischen Reimen besungenen Müsserkrieg. Da Guler's Vater in diesem Kriege nebst Travers eine Hauptrolle gespielt hatte, fand er schon aus diesem Grunde an der Beschreibung desselben ein großes Interesse. Die ganze Literatur der romanischen oder sogenannten ladinischen Sprache des Engadin's bestand damals aus dem genannten handschriftlichen Epos, dem von Jakob Biveroni übersetzten Neuen Testamente und den von Ulrich Campell übertragenen Psalmen. Mehr als aus Büchern konnte jedoch Guler im Umgange mit den Leuten lernen, welche die Sprache der alten Latiner gar zierlich sprechen. Das gesellschaftliche Leben im Oberengadin zog ihn sehr an. Es waren in Zuz, dem Hauptorte des obern Innthales, viele adeliche, feingebildete Personen. Ganz besonders fesselten ihn die geistreichen Gespräche des Landammann Fortunatus v. Juvalta, welcher seinem evangelischen Glauben treu geblieben, obschon er eine Jesuitenschule besucht und bei seinem

Oheim, Peter Rascher, Bischof von Chur, die Kanzlerstelle bekleidet hatte.

In Zuz war es auch, wo in Guler's Seele der Plan reifte, die höchst interessante und lehrreiche Geschichte Bünden's zu beschreiben. Es hatte schon vor ihm Pfr. Ulr. Campell von Süs im einsamen Bergdorfe Schleins, wo er 1582 seine irdische Laufbahn vollendete, mit großer Genauigkeit und Treue die Thaten der Väter, von den ersten Anfängen an, den Nachkommen zum dankbaren Gedächtniß und zur Nacheiferung aufgezeichnet. Allein Campell's Meisterwerk war lateinisch geschrieben, also dem Volke nicht zugänglich. Guler's Vorsatz, die Schicksale seines Vaterlandes dem Volke in deutscher Sprache zu erzählen, war demnach sehr löblich.

Während seines Aufenthaltes in Zuz hat ihm seine Frau einen Sohn geboren, welcher in der heil. Taufe den Namen Johannes erhielt. Bald nach seiner Rückkehr nach Davos wurde er zur höchsten und wichtigsten Stelle in den Unterthanenlanden befördert.

Im Jahr 1587 wurde Joh. Guler zu Sondrio von neun Abgeordneten der III Bünde zum Landeshauptmann installirt. Mit dieser neuen Würde war eine schwere Bürde verbunden. Unter dem Namen eines Gubernator's oder Landeshauptmanns hatte ehemals ein Statthalter von Mailand über das ganze Veltlin geherrscht. Als 1512 Bünden in den Besitz

des reizenden Addathales gelangte, wurde diese Einrichtung beibehalten. Der Landeshauptmann war oberster Richter in dem Bezirke Sondrio, und Militärkommandant des ganzen Thales. Die Podesta's, welche die übrigen Bezirke zu Tirano, Teglio, Morbegno und Trahona verwalteten, waren ihm untergeordnet. Johannes Guler befand sich jenseits der Alpen in einer ganz andern Welt. Die Sitten der Italiener waren nur scheinbar milder, als die der Deutschen, heftiger und verderblicher dagegen die Ausartungen des Gemüthes.

Der neue Landeshauptmann in Sondrio stand auf einem Vulkane, der jeden Tag auszubrechen drohte. Die von italienischen Flüchtlingen gestifteten evangelischen Gemeinden im Veltlin und in Cleven waren dem zahlreichen katholischen Klerus und dem unwissenden Pöbel ein Dorn in den Augen. Umsonst rief der milde Erzpriester Cattaneo in Sondrio: **State in pace, fratelli! amatevi, gli uni gli altri!** (Lebet im Frieden, Brüder, und liebet einander!) Die blinden Eiferer zwangen ihn zur Resignation, um durch einen Zögling des helvetischen Kollegiums zu Mailand ersetzt zu werden. Jesuiten, Kapuziner und andere Mönche hielten die Ausrottung der „Ketzer“, welche Cardinal Carlo Borromeo sein ganzes Leben hindurch angestrebt, für ein verdienstliches Werk, und suchten damit den Himmel zu verdienen. Während

Guler's Amtsdauer mußten die Dekrete, welche diese Unholde schon früher aus den rhätischen Landen verbannt hatten, zwei Mal erneuert werden.

Wenn den Reformirten in den Unterthanenlanden Kultusfreiheit gewährt wurde, schrieen die Katholiken über Beeinträchtigung. Wenn Unterthanen wegen Mord, Diebstahl und anderer Verbrechen bestraft wurden, klagte man über Religionsgefahr. Was einzelne habsüchtige Amtleute, die sich auf Unkosten der Gerechtigkeit zu bereichern suchten, verschuldeten, wurden dem ganzen herrschenden Lande, und weil in diesem die Evangelischen die Mehrheit bildeten, dem Protestantismus zur Last gelegt. Carlo Borromeo, viele Jahre die Seele des römischen Hofes, hatte gesagt: „Bis an den Fuß der Alpen dürfen keine Ketzer geduldet werden.“ Und Spanien und Oesterreich, die an der Unterwerfung Europa's arbeiteten, boten sich über das Addathal die Hand. Was Wunder also, daß im Veltlin fort und fort Verschwörungen angezettelt wurden. Der Same, den der Spanier Bobadilla und andere Jesuiten in Ponte ausgestreut, war aufgegangen. Die Auflehnung gegen den rechtmäßigen Oberherrn galt für keine Sünde.

Der Cardinal und Erzbischof C. Borromeo war zwar, als Guler das Veltlin regierte, bereits vom Schauplatze dieser Welt abgetreten; allein sein Geist der Unduldsamkeit und sein schwärmerischer Eifer für

die päpstliche Kirche lebte in vielen Zöglingen des von ihr gestifteten helvetischen Kollegiums fort. Es waren zwei sorgen- und kummervolle Jahre, die der biedere Davoser in Sondrio zubrachte. Während das vom Adel und von der Geistlichkeit mißleitete Volk mit seiner Widerspenstigkeit und Treulosigkeit ihm viele Unruhe verursachte, mischte auch eine höhere Hand Wermuth in seinen Lebenskelch. Seine treue Gattin Barbara wurde 1588 von der im Veltlin herrschenden Ruhr ergriffen, und die gesunde Luft von Zuz, wohin sie geführt wurde, vermochte nicht, sie zu retten. Tief gebeugt, aber mit kindlicher Ergebenheit in den Willen Gottes, stand der junge Wittwer am Grabe seiner geliebten Lebensgefährtin. Er glaubte an das Wort der Schrift, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen."

Wie die Eiche in den Stürmen, so erstarkt der Mensch in Trübsalen und Drangsalen. Wer felsenfeste Rhätier sehen will, muß sie hauptsächlich in den stürmischen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts suchen.

Die Freunde der Freiheit hatten schon lange die Kraft kennen gelernt, welche in der Verbrüderung liegt. Seitdem aus dem Grütli, von Truns, Davos und Vazerol heilige Bundesschwüre zum Throne Jehova's emporgestiegen, und ihre herrlichen Früchte am Morgarten, auf der Malserheide u. a. O. offen-

bar geworden waren, wurde es immer üblicher, gegenüber den freiheitsfeindlichen Bestrebungen der Fürsten sich durch Bündnisse zu stärken. So schloß der Zehngerichtenbund 1590 mit der Stadt Zürich und dem Lande Glarus ein ewiges Bündniß. Dem Landschreiber Guler ward der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Bundesbrief aufzusetzen und Namens des Zehngerichtenbundes zu besiegeln. Bald nachher sehen wir ihn wieder am Traualtar. Mit fester Stimme und mit aufrichtigem Herzen versprach der schöne Wittwer in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung vor dem Angesichte Gottes der „hochedlen, ehr- und tugendreichen“ Jungfrau Elisabeth von Salis, ehelicher Tochter des Vikari Andreas, unwandelbare eheliche Treue bis in den Tod. Diese Hochzeit war auch von politischer Bedeutung. Der Mann, welcher auf gutem Wege war, den größten Einfluß im Zehngerichtenbunde zu erlangen, trat dadurch mit der Familie Salis, welche schon seit langer Zeit mit dem mächtigen Geschlechte der Planta um die Herrschaft im Lande rang, in verwandtschaftliche Verbindung. Wir schildern weder die Flitterwochen noch die Honigmonate unseres Ehepaars. Ihrer Gesinnung entsprach der Wahlspruch: „Durch Freud' und Leid himmelwärts!“

Trommelschlag und Pfeifenklang rufen uns jetzt auf den Landsgemeindeplatz vor dem Rathhause zu

Davos. Es ist eine Lust und Freude, die freien Walser, diese breitschultrigen Söhne des Gebirgs, zu schauen. Welch' stolzes Selbstgefühl spiegelt sich auf ihren braunen Gesichtern! Der Geist der heldenmüthigen, freiheitsliebenden Ahnen ist von den Enkeln noch nicht gewichen. Das Wohl der Landschaft und der Ruhm des Vaterlandes liegt ihnen am Herzen. Darum wählen sie den Besten und Wägsten, Johannes Guler, zum Landammann und zum Haupte des ganzen Bundes. Das Volk freut sich über den neuen Vorsteher, der groß an Gemüth, wie am Körper ist. Es zeugt von großer geistiger Ueberlegenheit und unbestechlicher Rechtschaffenheit, daß Guler in einer Zeit, wo so Viele ihre Hände nach den Aemtern ausstreckten und Manche es nicht an Geldspenden fehlen ließen, um ihre ehrgeizigen und habsüchtigen Absichten zu erreichen, zwölf Male nach einander (1592—1604) in seinem wichtigen Amte bestätigt wurde. Sein Leben ist fortan eine ununterbrochene Wirksamkeit für das Gemeinwohl.

Wie oft besteigt der treue Landesvater sein von duftigem Wildheu berauschtes Pferd. Bald reitet er über Stock und Stein nach Chur oder Ilanz zur rhätischen Tagsatzung, um mit den übrigen Boten der Republik zu sorgen, daß die von den Vätern errungene Freiheit den Enkeln ungeschmälert erhalten

werde, bald begibt er sich in Gesellschaft der zwei andern Bundeshäupter, des Bürgermeisters von Chur und des Landrichters aus dem Oberlande an die Landmarken, um Grenzspänne zwischen den Unterengadinern und Tyrolern zu schlichten. Und wo sehen wir den imponirenden Mann mit dem blonden Barte im Jahre 1595? Zu Tirano im Veltlin, in der Mitte streitender Theologen.

Carlo Borromeo war zur Ueberzeugung gelangt, daß fleischliche Waffen zur Ausrottung des Protestantismus nicht hinreichen. Um die Evangelischen auch mit geistigen Waffen bekämpfen zu können, war eine Pflanzschule wissenschaftlich gebildeter Männer nothwendig. Zu diesem Zwecke wurde das schon erwähnte Collegium helveticum gestiftet, in welchem etwa 40 Zöglinge aus der Eidgenossenschaft und Bünden, und 10 Jünglinge aus dem Veltlin und von Cleven unentgeltlich Pflege und Unterricht erhielten. Mit den aus dieser und ähnlichen Anstalten hervorgegangenen Streitern, welche mit fanatischem Eifer für das Papstthum auch wissenschaftliche Bildung, namentlich eine gewandte sophistische Dialektik verbanden, war der Katholizismus unter Oberanführung des C. Borromeo und Franz v. Salis schon vor geraumer Zeit von der Vertheidigung zum Angriffe übergegangen. Der Erzpriester Cabasso zu Tirano, einer dieser Kämpen aus dem Colleginm helveti-

cum, nannte Calvin auf der Kanzel einen Arianer, weil er lehre, „Christus sei ein Mittler nach der göttlichen Natur.“ Kampflustig erhoben sich gegen Cabasso die reformirten Pfarrer im Veltlin. Um die geistliche Fehde, welche den schon lange angehäuften Gährungsstoff leicht zum Ausbruch in ein tobendes Ungewitter bringen konnte, beizulegen, verordnete der rhätische Bundestag eine öffentliche Disputation. Guler wohnte mit den zwei andern Bundeshäuptern ihr bei. Er ist da ebensogut an seinem Platze, als in der Rathsstube und auf dem Schlachtfelde. Das zweischneidige Schwert des göttlichen Wortes ist ihm keine unbekannte Waffe. Die Staatsmänner jener Zeit, die ihre Studien in Zürich und Genf gemacht, trennten die Politik nicht von der Religion. Guler hatte die Psalmen noch nicht vergessen, welche er zu Zürich in der Ursprache auswendig gelernt. Die Begeisterung für's Evangelium, welche Bullinger und Beza ihm eingeflößt, war in ihm noch nicht erkaltet. Er erwarb sich durch seine Gelehrsamkeit und durch sein würdiges taktvolles Benehmen die Bewunderung und Hochschätzung beider streitenden Parteien. Im Disputirsaale zu Tirano standen an der Seite des Cabasso der Erzpriester Stupan von Mazzo und der Erzpriester Nicol Rusca, mit dem bezeichnenden Beinamen „Ketzerhammer“. Evangelischerseits waren Cäsar Gafforus von Piacenza, Pfarrer in Poschiavo,

Octavius Mei, Pfarrer zu Teglio, und Calandrino, Pfarrer zu Sondrio, alle drei bekehrte Italiener und gelehrte Männer, die Hauptstreiter. Die Disputation drehte sich um die Person und das Amt Christi nach beiden Naturen. Cabasso behauptete, daß Christus, um uns zu erlösen, Anderes nichts gethan habe, als daß er „mit seinem Tode für uns bezahlt und für uns bitte.“ Mei und seine Collegen dagegen behaupteten, „die Kraft des Todes Christi gründe sich auf seine Gottheit, und es sei das, was seine menschliche Natur gethan, zu unserm Heil nicht hinlänglich.“ Es wurde erkannt, Cabasso habe dem Calvin Unrecht gethan und solle 132 Pfd. an die Unkosten bezahlen.

Wie froh war Guler, aus der Mitte der heißblütigen italienischen Theologen wieder zu seiner Familie zurückkehren und an der Seite seiner treuen Elisabeth seine holden Kindlein, das vierjährige Anneli und den zweijährigen Hans Peter liebkosen zu können! Die Vergleichung, welche er, wenn er aus dem Abdathal zurückkehrte, zwischen dem wälschen und deutschen Charakter anstellte, fiel zu Gunsten des letztern aus. Wie heimelig fühlte er sich wieder unter seinen Davosern! Das Wohl seines wilden Heimatthales lag ihm allezeit sehr am Herzen. Nach seiner Rückkehr von Tirano wurde auf seinen Rath und unter seiner Leitung das Landbuch, welches nicht mehr den Anforderungen der Zeit entsprach, revidirt.

Sowohl Civil- als Kriminalstatuten wurden wesentlich verbessert und in eine schöne übersichtliche Ordnung gebracht. Es war keine leichte Aufgabe, die allgemeinen Rechtsgrundsätze mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Miniatur-Republik am Fuße des Hexenberges (Strela) in Einklang zu bringen. Davos bildete, wie jedes andere Hochgericht der III Bünde, für sich ein fast unabhängiges Gemeinwesen.

Es war Guler selten vergönnt, lange in seinem stillen Alpenthale zu verweilen. Wer in jener Zeit durch Rhätien und Helvetien wanderte, stieß oft auf den schönen Mann von „Dahinten", dem Jedermann unwillkürlich Ehrfurcht zollte. Im Jahr 1598 war Joh. Casimir, Herzog von Sachsen-Coburg, in Chur angelangt. Er wollte das Land sehen, welches so viele Helden erzeugt und aus dem auch er, wie so mancher andere Fürst, seine treue Leibgarde erhalten hatte. Niemand war geeigneter, den fürstlichen Gast würdig zu empfangen, als der Bundeslandammann von Davos, welcher mit dem biedern Ernst des deutschen Charakters den feinen Geist und Sinn der italienischen Nation verband. Er bewillkommte den Herzog mit einer so „zierlichen" Rede, daß derselbe auf seiner ganzen Reise durch Bünden den fein gebildeten Mann allezeit an seiner Seite haben wollte.

Wer sind die schmucken Herren, welche im Jahr 1600 vor dem Rathhause der rhätischen Hauptstadt

zu Pferde steigen? Es ist der unbestechliche Maliser Patriot Hartmann von Hartmannis, der stolze Rudolf Planta von Wildenberg, der beredte Podestà Hercules v. Salis und mehrere andere angesehene Männer aus den III Bünden, und, über alle hervorragend, Johannes Guler.

Rhätien und Wallis, die zwei freiheitsliebenden Länder, haben sich auf ewige Zeiten miteinander verbunden und die sattelfesten Bündner reiten jetzt in's Rhonethal zum Bundesschwur. Wie freute es den Davoser, im Oberwallis die Mundart seiner Heimat sprechen zu hören! Noch größer war seine Freude darüber, daß viele von seinen stammverwandten neuen Bundesgenossen das Joch des Papstthumes abgeschüttelt und dem Lichte des reinen Evangeliums sich zugewandt hatten. Eine kleine Probe des Davoser Dialektes, welcher noch heutzutage der Oberwalliser Mundart sehr ähnlich sein soll, mag hier nicht am unrechten Orte sein.

Der chlein Christoph ist gären uf z'Isch gangen gän schlifren. Schin Aetti het ma nüd derwider g'han, denn er het g'wünscht, dass er schich übi, ohni G'fahr ufem glatten Isch z'ghan. Aber Christoph ist derbi dik erschröke-lich uvorsichtig g'sin und ist esie (bisweilen) auch uf sötes Isch gangen, das nid starchs g'sin ist und licht het brechen chönnen. Christoph!

Christoph! het schin Aetti dik g'seid, si mit dem Isch vorsichtig und gang nid uf sötes, das nue licht g'froren ist; deich (denke) doch, dass du emal licht inbrächen und unglüklich wärden chönntist. Doch Christoph het z'Aettisch Warnigä g'schwin vergässen.

Die wackern Rhätier nahm man überall gerne als Bundesgenossen an. Auch das mächtige Bern hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, mit den tapfern Leuten an den Rhein- und Inn-Quellen 1602 einen ewigen Bund aufzurichten. Unter den bündnerischen Gesandten, welche bei diesem Anlasse in Bern auf's Ehrenvollste empfangen werden, ist es wieder Guler, der die Blicke der Volksmenge hauptsächlich auf sich zieht. Ueber seine edlen Gesichtszüge war jedoch eine tiefe Wehmuth verbreitet, weil kurze Zeit vorher seine treffliche Mutter das Zeitliche gesegnet hatte.

Eine Reise von Davos nach Chur war bei dem damaligen schlechten Zustande der Landstraße beschwerlich und gefährlich. Man mochte den Weg durch die „Züge" über die „Lenzerhaide", oder über den „Strela" durch das tobelreiche Schalfik oder über den Stuz durch das oft von Wildbächen verwüstete Prättigau wählen, so war man Lawinen und andern Gefahren ausgesetzt. Es war daher Guler,

dessen Gegenwart in der Hauptstadt so häufig erforderlich war, sehr lieb, nach seiner Rückkehr von Bern von seinem Schwiegervater, Vikari Andreas v. Salis, das Schloß Weineck zu erhalten, welches von einer Felsenecke auf die vom Rhein und der Landquart bespülte, weinreiche „Herrschaft“ herabschaut. Auf diesem schönen Herrensitze wohnte also seit Anfang des 17. Jahrhunderts der Mann, welcher mit Recht als Graubündens Hauptzierde galt. In der milden Luft seines neuen Wohnortes, welche den vortrefflichen Completerwein reift, vergaß jedoch unser Guler keineswegs das Alpenthal, in welchem seine Wiege stand. Im Juni, wenn die ganze Landschaft einem Blumenteppich gleicht, athmete er in der Regel die reine Luft seines Geburtsortes ein und versetzte sich am Stabe der Erinnerung in die glückseligen Jahre der Kindheit zurück. Wenn er einsam durch die blühenden Fluren an den klaren Bächen lustwandelte, sah er im Geiste die ehrwürdige Heldengestalt seines unvergeßlichen Großvaters, an dessen sanftleitender Hand er die Träume der Kindheit geträumt hatte. —

Auf Weineck wurde der hervorragende Rhätier oft vergeblich von neugierigen Fremden aufgesucht. Seine Geschäfte führten ihn häufig von Hause weg. Kaum von der Gesandtschaftsreise nach Bern zurückgekehrt, mußte er mit andern Abgeordneten sich in

das Misoxer-Thal begeben, um die Landmarken zu untersuchen und die langwierigen Grenzspäne zwischen Bünden und den über die Grafschaft Bellinzona herrschenden Orten Uri, Schwyz und Unterwalden in Minne beizulegen.

Dem Abschiede von seiner treuen Gattin und seinen lieben kleinen Kindern im Jahr 1603 sah man es an, daß es sich dießmal um eine weitere Reise und eine längere Abwesenheit als gewöhnlich handle.

Der oben erwähnte Hang zu Bündnissen ist auf gefährliche Abwege gerathen. Man beschränkte sich nicht auf Bündnisse mit Freien und Gleichen, sondern wollte sich auch durch Bündnisse mit irgend einer fremden Macht gegen auswärtige Feinde sicher stellen. Umsonst warnten edle Patrioten und protestantische Prediger vor solchen Bündnissen. Die Bündner, welche die Schweizer in guten und schlimmen Dingen nachzuahmen pflegten, hatten schon im 16. Jahrhundert ein Bündniß mit Frankreich geschlossen und mehrmals erneuert, dagegen Spanien, das ebenfalls um ein solches oft sich bewarb, immer abgeschlagen. Die verderblichen Folgen dieser Bündnisse mit fremden Mächten sind bekannt. Der französische und spanische Gesandte nahmen, um ihre Zwecke zu erreichen, zu Geldspenden ihre Zuflucht und bald wurden, wie Comander irgendwo treffend

bemerkt, der „Dativus" der wichtigste Fall in „alt fry Rhätien." „Viele," meldet ein alter Chronist, „die nach fremdem Golde hungerte, flogen (zu den Geldsäcken der fremden Gesandten) herbei, wie die Geier auf den Raub."

Im Jahre 1603 suchte Venedig, die Beherrscherin des adriatischen Meeres, die Freundschaft der III Bünde in Hohenrhätien. Ein Bündniß mit der Schwesterrepublik schien nicht gefährlich, vielmehr ganz natürlich und rathsam. Auch die evangelischen Geistlichen sprachen ihm das Wort. Sie schmeichelten sich nämlich mit der Hoffnung, Venedig werde, wenn man ihm willfahre, sich für die evangelische Lehre gewinnen lassen und diese dann im Veltlin nicht nur gesichert sein, sondern allgemein werden.

Unter Guler's Vorsitz schloß also der Bundestag zu Davos ein Bündniß mit Venedig auf zehn Jahre. Guler, der gelehrte Thomas von Schauenstein, gewesener Rektor der Universität Padua, Podestat Hercules v. Salis u. a. begeben sich in die Lagunenstadt, um Namens der III Bünde das Bündniß zu beschwören. Sie werden vom Senate aufs glänzendste empfangen. In der Kathedrale ist das Meßbuch schon bereit gehalten, auf welches die rhätischen Gesandten schwören sollen. Guler und Salis haben jedoch ein zu reges protestantisches Bewußtsein, als daß sie einem solchen Ansinnen willfahren.

Es muß für sie an die Stelle des Meßbuches die Bibel gelegt werden.

Auf die kirchliche Handlung des Bundesschwures folgten Mahlzeiten in den Marmorpalästen, welche mehr einen fürstlichen als einen republikanischen Charakter hatten. Mit goldenen Ketten und dem St. Marcus-Orden beschenkt, kehrten dann die Bündner Gesandten in ihr Land zurück, aus welchem mehr und mehr die alte Sitteneinfalt verschwand.

Dem Bündnisse mit Venedig hatten aus selbstsüchtigen Absichten die Anhänger Spaniens entgegengearbeitet. Aus reinern Absichten hatte der unbestechliche Patriot Hartmannis, welcher ein Geschenk von 7000 Dukaten, das ihm der venetianische Gesandte anbot, mit edler Entrüstung zurückwies, davor gewarnt. Er fürchtete, daß die mächtigen Nachbaren Spanien und Oesterreich, welche sich schon durch das im Jahr vorher mit Frankreich erneuerte Bündniß verletzt fühlten, dadurch zum Zorn gereizt werden möchten. Dieß geschah denn auch wirklich. Spanien erfüllte seine Drohungen. Der spanische Gubernator von Mailand, Graf v. Fuentes, ein fester, unermüdlicher, erbarmungsloser Mann aus Philipp II. Schule, begann alsobald an den Grenzen des Veltlin's auf dem Felsenhügel Monteochio am Comersee den Bau einer Veste und sperrte den Handel und Verkehr mit Bünden.

Umsonst begaben sich Guler und andere Gesandten nach Mailand, um Aufhebung der Handelssperre und Schleifung der angefangenen Veste auszuwirken. In wenig Monaten stand diese drohend da, mit Geschütz, Munition, Mannschaft und Vorräthen aller Art reichlich versehen. Jetzt steigen die Wirren in Bünden auf den höchsten Grad. Die französische, venetianische und spanische Partei beschuldigen sich gegenseitig, das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht zu haben. Jede hüllt sich in den Mantel des Patriotismus ein und sucht das Volk gegen die Häupter der andern aufzustacheln.

Ritter Hartmannis in Malix, „die Zierde des Vaterlandes“, einst Oberst eines Bündner Regiments in französischen Diensten unter Heinrich IV., später Landeshauptmann im Veltlin, in Geschäften des Friedens und Krieges ausgezeichnet, stirbt am gebrochenen Herzen über des Landes Schmach und Unglück. Dem Volke gehen nun insoweit die Augen auf, daß es nur von einer mit mehr Macht ausgerüsteten Regierung Heil und Rettung erwartet. Die auf ihre Souveränität so eifersüchtigen Gemeinden und Hochgerichte willigen 1606 mit Selbstverläugnung ein, einem aus 15 Mitgliedern zusammengesetzten geheimen Rathe das Wohl und Weh des Vaterlandes anheimzustellen. Unter den Steuer-

männern, welche berufen sind, das auf stürmischer See bereits sinkende Staatsschifflein zu retten, suchen wir nicht vergebens unsern Ritter von Weineck. In Thusis tagen die Patrioten. Da der spanische Statthalter in Mailand auf der nach seinem Namen benannten Festung Fuentes eine bedeutende Truppenmacht zusammenzieht, wird nothwendig erachtet, eine Besatzung in's Veltlin zu legen. Guler verläßt nun den Rathssaal und umgürtet sich mit dem Schwert. An der Spitze von 1800 Bündnern zieht er im Hornung 1607 mit 6 Fähnlein über die mit tiefem Schnee bedeckten Bergjoche in das bedrohte Addathal. Seine Stellung ist hier eine sehr schwierige. Die Hülfsgelder von Venedig und Frankreich fließen sparsam, und in der ungesunden, sumpfigen Umgebung von Fuentes erkranken und sterben viele von seinen Soldaten. In Bünden offenbart sich eine gefährliche Gährung gegen die Beförderer des venetianischen Bündnisses, weil die mit dem Papst in Zerwürfniß gerathene Republik am adriatischen Meere von der zugesagten Werbung und dem Durchpasse Gebrauch machen will. Die Spanischgesinnten schüren schlau das Feuer, bis ein tobendes Gewitter losbricht.

„Die großen Herren haben gemeine drei Bünde verrathen, den Venetianern den Durchpaß auf 7 Klafter breit und das Kind im Mutterleibe um 80,000 Dukaten verkauft. Es ist Zeit, den Ver=

räthern den Lohn zu geben!“ So tönt es durch alle Thäler, und überall flattern Fahnen des Aufruhrs zum Trotz des Dreisiegler-Briefes, der jeden bewaffneten Volksaufstand streng verbietet. Um die gänzliche Auflösung der gesetzlichen Ordnung zu verhüten, ruft der „geheime Rath“ auch die ruhigen Gemeinden zu den Waffen. 26 Fähnlein wehen nun bei Chur. Am Ostermontag (15. April 1607) versammeln sich alle in militärischer Ordnung mit Trommeln und Pfeifen auf der Wiese Plarena (Roßboden) zwischen Chur und Ems. Man sieht es der imposanten Versammlung an, daß es sich um Rettung des bedrohten Vaterlandes handelt. Die heimlichen Führer der Parteien angeln natürlich nach ihrer Gewohnheit auch bei diesem Anlasse im Trüben. Die Masse des Volkes hingegen offenbart noch einen rechtschaffenen Sinn. Es ist den Geldsäcken der fremden Gesandten noch nicht gelungen, denselben durch und durch zu vergiften. Soll ein gegebenes und besiegeltes Wort gehalten werden oder nicht? Das ist die wichtige Tagesfrage auf dem Roßboden. Die Mehrheit ist zuerst für Haltung der geschlossenen Bündnisse mit Frankreich und Venedig. Ganz entschieden sprechen sich in diesem Sinne die Davoser und Herrschäftler aus.

Auch die von Fortunat v. Juvalta angeführten Engadiner Fähnlein stehen auf Seite derjenigen,

welche sich durch Verträge gebunden fühlen und Wort halten wollen. Sie hatten von ihren Gemeinden strengen Befehl, „daß die mit einem Eid bekräftigten Bündnisse nicht sollen vernichtet, sondern auf das heiligste beobachtet werden.“ Weniger skrupulös zeigen sich in Bezug auf den Eid die Katholiken, unter denen die Jesuitenmoral Eingang gefunden hatte. Den Häuptern der katholischen Partei, die es mit Spanien halten, gelingt es, mit falschen Schreckbildern die wankelmüthige Volksmenge umzustimmen. „Die Kriegshorden,“ rufen sie, „denen man den Durchpaß nach Venedig gestatten will, werden unsere Thäler plündern, die Leute erschlagen, die Dörfer anzünden und Alles verheeren. Die Herren, welche die fremden Bündnisse begünstigten, haben die Gemeinden hintergangen und das Vaterland verrathen.“

Umsonst ruft Gugelberg von Maienfeld, Anführer des Fähnleins aus der Herrschaft: „Es lebt ein Gott, der wird den Meineid härtiglich strafen.“

Bei Aufnahme der Stimmen von Fähnlein zu Fähnlein ergibt sich eine Mehrheit, Venedig und Frankreich den Durchpaß abzuschlagen.

Die Spanischgesinnten sind mit diesem Triumphe der Treulosigkeit noch nicht zufrieden. Sie wollen mit dem günstigen Winde noch weiter segeln. Es wird ein Strafgericht niedergesetzt, welches von fast

400 bewaffneten Gaumern umgeben, den Oberst Johannes Guler, den Ritter Hercules Salis, Bürgermeister Bavier von Chur und andere Beförderer des venetianischen Bündnisses, welche sich alle nach Ragaz geflüchtet hatten, vor seine Schranken ladet, letztere zu schweren Geldstrafen, den Guler dagegen zum Verlust von „Leib und Leben, Hab und Gut“ verurtheilt. Der edle Patriot weint nun, geächtet, außer den Landmarken über sein unglückliches Vaterland und sein verblendetes, undankbares Volk. Mit welcher Wehmuth schaut der unschuldig Verfolgte von Ragaz über den Rhein nach Weineck hinüber, wo er so oft in stiller Einsamkeit über Rhätiens Rettung nachgedacht hatte. Er hat jedoch am evangelischen Glauben einen Stecken und Stab, die ihn aufrichten und trösten. Sein Glaube an eine vergeltende Gerechtigkeit läßt ihn nicht zu Schanden werden. Schon rollt der Stein, welcher ihn und seine Freunde getroffen, zermalmend auf Diejenigen zurück, die ihn gewälzt haben. „Die besten Männer, die sich um das Vaterland verdient gemacht, bringt man um Ehr' und Gut,“ heißt es bereits in vielen Thälern. Die martialischen Engadiner stürzen abermals wie Lawinen von den Höhen, dringen wie „ergrimmte Löwen“ in die Stadt Chur und verlangen, daß man gegen Diejenigen einschreite, die von Mailand Geld empfangen, um die Bünd-

nisse mit Venedig und Frankreich zu vernichten und ein solches mit Spanien zu errichten. Gegen die spanische Partei wendet sich nun der Volksgrimm. Zu spät bedenken die Häupter derselben, Landvogt Beeli und Hauptmann Baselgia, daß, wer Andern eine Grube gräbt, leicht selbst hineinfällt, und daß das demokratische Volk einem schlafenden Löwen gleicht, den man nicht ohne Gefahr wecken kann. Sie werden verhaftet, gefoltert, zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet. Nicht mit Unrecht hat der damals lebende Pfarrer Jacob Ant. Vulpius das Jahr 1607 das „Jahr des bäurischen Wahnwitzes“ (annus dementiæ rusticæ) genannt. Ritter Guler und die mit ihm Geächteten dürfen nun wieder in's Vaterland zurückkehren. Sie erscheinen mit sicherem Geleite vor einem unpartei'schen Gericht in Ilanz und werden wieder in ihre vorigen Ehren, Würden und Güter eingesetzt.

Wer nun denkt, der verkannte Mann werde sich von allen öffentlichen Geschäften zurückziehen und auf dem romantischen Weinek fortan nur seiner Familie und den Wissenschaften leben, kennt die heilige Liebe zum Vaterland, welche auch die tiefsten Wunden heilt, noch nicht recht. Es gibt keine Leiden, die man nicht vergißt, wenn man sein Leben dem Vaterland gewidmet hat. Das edle Beispiel seines Vaters, der seinem Volke, das ihn in einem Augen-

blicke der Verblendung in Fesseln gelegt, dennoch bis zu seinem Tode treu diente, erlaubte dem Oberst Guler nicht, dem Vaterlande seine treuen Dienste zu entziehen. Der reine, vom Geist des Evangeliums getragene Patriotismus dient auch einem undankbaren Vaterlande und einem Volke, das seine Wohlthäter verkennt und wie Uebelthäter behandelt. Es ist kein noch so abgelegener Winkel im rhätischen Alpennetze, dem Guler auch fernerhin nicht seine liebreiche Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Nicht nur Aufträge von hoher Wichtigkeit, bei denen Lorbeeren, goldene Ketten und Rittersporen zu verdienen waren, auch Geschäfte von geringem Belange übernahm er nach wie vorher mit Bereitwilligkeit.

Unter die vielen Dornen auf dem Lebenspfade des Ritter Johannes flocht eine höhere Hand auch manche lieblich duftende Rose. Nicht blos Thränen des Kummers, auch Thränen der Freude floßen oft auf Weinek.

Obschon Guler nach allen Seiten so vielfach in Anspruch genommen wurde, fand er dennoch Zeit, für eine gute Erziehung seiner Kinder zu sorgen. Die Furcht des Herrn galt ihm als Anfang aller Weisheit. Mit kindlicher Demuth betete der Kriegsheld und weise Staatsmann im Kreise der Seinigen. Mit seiner Gattin lebte er fast ein halbes Jahrhundert ohne Zank und Hader. (Sine ulla animæ læ-

sura, wie er mit den alten Römern zu sagen pflegte.) Darum geriethen seine Söhne und Töchter so wohl und bereiteten ihm so fröhliche Hochzeitsfeste.

Nicht nur ein Junker Salis vom Schlosse Aspermont, nicht nur ein Burgermeister von Chur, auch der Sohn eines Burgermeisters der Stadt Zürich rechnete es sich zur Ehre an, „ein ehr- und tugendreiches Fräulein“ von Weinek heimzuführen. Im Jahr 1608, bald nachdem Gulers Unschuld über seine ränkevollen Gegner triumphirt hatte, erfüllte Hochzeitsfreude die Räume der weitschauenden Burg. Johannes, des Ritters ältester Sohn, den ihm die erste Gattin 1586 zu Davos geboren, ein schöner, junger Mann, aus dessen Augen Seelenadel leuchtete, hatte des Ritter Lucius Gugelberg v. Moos feine Tochter zum Traualtar geführt. Wie vergnügt sitzen die beiden Ritter, welche ein Jahr vorher mit einander das bittere Brod des Exils aßen, jetzt neben ihren glücklichen, hochzeitlich geschmückten Kindern! Auch Podestà Hercules v. Salis, Bürgermeister Bavier von Chur und andere Busenfreunde des Oberst Guler sitzen unter den fröhlich schmausenden Gästen. Herrliche Weine: weißer Fläscher, rother Jeninser, Completer von Malans und alter Veltliner erfreuen die Herzen von Jung und Alt. Die Begeisterung, die sich an allen Tafeln kundgibt, gilt vor allen Dingen der Wiedergeburt des Vaterlandes.

Das Jahr 1608 hatte seinen Kreislauf noch nicht vollendet, als auf Weinek schon wieder von einer Vermählungsfeier die Rede war. Anna, die älteste Tochter, nimmt mit Thränen kindlicher Dankbarkeit Abschied, um von ihrem Bräutigam Junker Albert v. Salis auf das alte Schloß Aspermont, welches von einer Anhöhe bei Jenins die Herrschaft überschaut, geführt zu werden. Seit den Tagen, da Friedrich Barbarossa den rhätischen Edelmann von Aspermont an die übermüthige Stadt Mailand abgesandt, um ihr zu befehlen, daß sie die übrigen Städte der Lombardei im Frieden lasse, bis zum Hochzeitsfest des Junker Albert, hatte sich in der alten Burg Vieles geändert. Ihre Lage und die dicken Mauern erinnerten zwar noch immer an die schlimmen Zeiten der Raubritter, in denen der wehrlose Landmann vor den Felsennestern zitterte. Allein jetzt bildet kein Fallthor mehr den Zugang zum Schloß, kein Wächter späht vom Thurm in die Ferne, keine Gefangenen schmachten im Burgverließ und in der Kapelle wird keine Messe mehr gelesen. Das Evangelium des Friedens hatte in seinem Siegeslauf auch rhätische Ritterburgen erobert. Der Rittersaal, in dem die Hochzeitgäste so guter Dinge sind, hat kein mittelalterliches Aussehen mehr; er ist in französischem Geschmacke, vielleicht auch mit französischem Golde geschmückt.

Im Jahr 1611 finden wir unsern Ritter Guler wieder im Kreise der edelsten Patrioten Hohenrhätiens. Es ist jedoch nicht das Rathhaus in Chur, oder Ilanz oder auf Davos, sondern abermals ein Hochzeitsaal, in dem wir jetzt eine Umschau halten. Die Zahl und Beschaffenheit der Gerichte und die Manigfaltigkeit der Weine sind nicht unser Hauptaugenmerk. Wir sehen alsbald, daß die Kochkunst seltene Triumphe feiert und die Sitteneinfalt der Väter zu Schanden macht, und glauben gerne der Versicherung, daß seit Menschengedenken im Bündnerlande keine Vermählung mit solchem Aufwande gefeiert worden sei. — Es ist ein Salis'scher Palast in Grüsch (Prättigau), in welchem die Blüthe des rhätischen Adels sich unserm Blicke darstellt. Junker Hercules von Salis Soglio, Enkel jenes Hercules, welcher nach der Pariser Bluthochzeit vom König von Frankreich, dem Mörder seiner Glaubensbrüder, keine Pension mehr annehmen wollte, und Sohn des Abundius, der an einer im Krieg gegen die Türken erhaltenen Wunde gestorben, hatte sich, nachdem er auf den Hochschulen zu Heidelberg und Tübingen seine Studienlaufbahn vollendet, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zu Grüsch niedergelassen, und mit Margaretha Otto, der Stiefschwester des Ritter Johann Guler, verheirathet, welche verdient, in unserm Andenken fortzuleben,

weil sie dem Vaterland mehrere Helden geboren hat. Es ist dieß derselbe Pod. Hercules Salis, den wir schon öfters an Gulers Seite wahrgenommen (z. B. in Venedig, Wallis und Ragatz). — Er hatte Soglio verlassen, weil dort andere Mitglieder seines Geschlechtes ihm im Wege stånden, daß er nicht nach Wunsch zu Aemtern gelangen konnte. Seine Mutter war eine Gräfin Martinengo v. Baco bei Brescia, Schwester des Grafen Ulysses. Sie war dem Evangelium zu Liebe aus ihrer schönen Heimath in die Veltliner Berge geflohen. Im Jahr 1590 bekleidete Hercules Salis das Podestatenamt in Tirano. In dieser Stellung verschmähte er eine große Geldsumme, welche ihm die Verwandten eines Veltliner Edelmannes, der wegen Verbrechen wider die Natur den Tod verdient hatte, anboten.

Später besaß er das Paradies in Cläven. So wurde der Herrensitz genannt, welchen sein Großvater an der Stelle des im Jahr 1526 von den III Bünden geschleiften festen Schlosses aufgeführt hat. Es blühten und dufteten daselbst: Pomeranzen-, Citronen-, Granat-, Oliven-, Mandel- und Feigenbäume und allerlei Blumen der südlichen Flora.

Rudolf, der Erstgeborne des Podestà Hercules, sitzt im Hochzeitssaal, in welchen wir den neugierigen Leser geführt, neben seiner jungfräulichen Braut, Anna v. Hartmannis, Tochter des mehrerwähnten

Patrioten von Malix. Wie gerne verweilt unser Blick auf dem schönen Brautpaar! Rudolf ist ein feiner und zugleich kraftvoller Mann. Von dem gelehrten Holländer Mailery begleitet, hatte er sich auf Universitäten und auf Reisen durch verschiedene Länder ausgebildet. Wir sehen im Geiste bereits die Lorbeeren, die er im Dienste des Vaterlandes erwerben wird; wir sehen ihn als Stern erster Größe am räthischen Himmel glänzen. Hätte nicht sein Vater schon frühe in seiner empfänglichen Seele die heilige Flamme der Vaterlandsliebe entzündet, so würde seine junge Gattin, welche von ihrem Vater nicht nur Geld und Gut, sondern auch Edelsinn und Freiheitsliebe geerbt hatte, ihn in Tagen der Gefahr zur Aufopferung für's Vaterland ermuntert haben.

Mögen auch Fürstengunst, Pensionen und Jahrgelder nicht wenig beigetragen haben zu dem Glanze, der uns im Hochzeitsaal von allen Seiten entgegenstrahlt, so können wir doch die imposante Versammlung nicht ohne Ehrfurcht betrachten. Es ist da nicht nur eitler Flitterstaat, sondern geistige Größe. Ueber alle ragt Oberst Guler von Weinek hervor. Neben ihm sitzt Oberst Baptista Salis von Soglio. Er ist Venedig zugethan, was ihn jedoch nicht hindert, das Vaterland über Alles zu lieben. Ihm gegenüber sehen wir einen Mann, der geläufig lateinisch spricht und ein sehr gelehrtes Aussehen hat.

Es ist Thomas v. Schauenstein, gewesener Rektor der Universität Padua, Freiherr von Haldenstein, ein Mann von erhabenem Sinn, dem Eigennutz und der Parteisucht fremd. Er hatte wenig Jahr vorher das Evangelium lieb gewonnen und sich von der päpstlichen Kirche losgesagt und auch in seiner Herrschaft Haldenstein die Kirchenverbesserung eingeführt. Das von Kaiser Rudolf II. erhaltene Münzrecht hat er durch große sieben Dukaten schwere Goldstücke, welche sein geharnischtes Brustbild darstellen, verherrlicht.

Oberst Baptista's Nebenmann fesselt nun weiter unsere Aufmerksamkeit. Das ist der abgeglättete Staatsmann Fortenat v. Juvalta, ein Meister im Entwirren diplomatischer Knoten, ein Mann, der in jeden Sattel paßt, in Mailand und Insbruck goldene Ketten empfängt, uns jedoch versichert, die Ehre und das Wohl des Vaterlandes nie außer Acht zu lassen. Unter den Gästen sitzen auch Guler's Mitväter, Ritter Luzi Gugelberg und Vespasian Salis von Aspermont. Den Salis'schen Familientypus gewahren wir noch auf vielen andern Gesichtern der hochansehnlichen Gesellschaft. Wir sehen da außer manchen jungen Edelleuten dieses alten, aus dem narbonensischen Gallien stammenden Geschlechtes, noch den Vikari Johannes von Samaden, die Hauptleute Andreas und Anton.

Wenn wir unter den vielen Freunden Venedigs und Anhängern Frankreichs den Pompejus Planta v. Wildenberg, der eine Bärentatze im Wappen führt und von den Ursini in Rom abstammt, erblicken, so sind wir versucht, zu fragen: Ist Saul auch unter den Propheten? Er trägt zwar noch das französische Mäntelchen, kann aber damit seine spanische Gesinnung nicht mehr ganz verdecken. Pompejus hat einen hochstrebenden Geist, und bedenkt nicht, wie gefährlich es ist, in Republiken nach hohen Dingen zu trachten. Wäre ein Astrolog in der Gesellschaft, so würde er ihm ein tragisches Ende prophezeien. Indem wir die Rundschau im Hochzeitsaale zu Grüsch fortsetzen, entdecken wir noch da und dort einen Großen des Landes, der im Verdachte steht, daß er mit Mailand liebäugle. Da sitzen ja auch zwei Planta von Rhäzuns, vom Zweige Wildenberg, die schon als „eifrige Katholiken“ der „katholischen Majestät in Madrid“, und nicht dem „allerchristlichsten König“ von Frankreich zugethan sind. Auch der Landrichter Schmid von Ilanz, der Bürgermeister Jenni von Chur, Anton und Rudolf Gugelberg u. A. sind Spanien nicht abhold, obschon die protestantischen Prediger diese Macht als erklärte Feindin der evangelischen Kirche darstellen. Da wir in der fröhlich schmausenden Gesellschaft venezianische, spanische und französische Parteigänger in so bunter

Mischung erblicken, steigt in unserer Seele der Gedanke auf, das Hochzeitfest habe zugleich die schöne Bestimmung, ein Versöhnungsfest zu werden. Lauschen wir einen Augenblick den Gesprächen. In der That! überall offenbart sich ein versöhnlicher Geist. Man ist der langen Wirren herzlich müde und sehnt sich nach Ruhe und Frieden. Baselgia's und Beeli's Blut warnt laut genug, vor dem Zorne des selbstherrlichen Volkes sich zu hüten. Selbst in den Herzen des Augustin und Joh. Anton Travers von Zuz scheint der glühende Parteihaß wieder der Bruderliebe Platz gemacht zu haben.

Ritter Johannes Guler von Weinek, Oberst Baptista Salis und Podestat Hercules Salis stehen jetzt auf und entfernen sich aus dem Saale. Mustern wir unterdessen noch eine lange Tafel, an welcher die Jugend in vollen Zügen aus dem Becher der Freude trinkt und die Zukunft in rosenfarbenem Lichte erblickt. Welch' kräftige Jünglinge! welch' schmucke Jungfrauen! Verzage nicht, von Gefahren umringtes Vaterland! Sieh' diese Heldensöhne mit Herz und Hand dir geweiht! Wie strotzt Hans Peter Guler, des Ritters Sohn auf Weinek, von Gesundheit und Kraft! Mit welchem Todesmuthe wird sich dieser so kühn dreinschauende junge Mann in die feindlichen Reihen stürzen, wenn die Schlacht entbrennt! Nur einem solchen Freier wird es ge-

lingen, die jüngere Tochter des Ritter Hartmannis heimzuführen. Auch Ulysses Salis, Bruder des Bräutigams, der eben aus dem Dienste des Herzogs von Bouillon, mit einem schönen Degen und trefflichen Pferde beschenkt, zurückgekehrt ist, wird nicht zurückbleiben, wenn das bedrängte Vaterland ruft. — Während unsere Augen noch da- und dorthin schweifen, das anwesende weibliche Geschlecht wirklich schön finden und unter den Gästen außer den schon Genannten noch Buol und Sprecher von Davos, Bürgermeister Beeli, Landrichter von Sax aus dem grauen Bunde, Dietegen von Hartmannis, Bruder der Braut, drei Planta von der Zuzer Linie, welche immer politische Gegner der Planta von Wildenberg waren, und überdieß viele angesehene Prätigäuer bemerken, treten der alte Guler und Ritter Hercules Salis wieder in den Saal. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht hinausgegangen waren, um frische Luft zu schöpfen. Guler winkt, und aus dem Munde seines Schwagers Hercules, dessen Eloquenz schon so manchen Triumph gefeiert, ergießt sich ein Redestrom über die still horchende Versammlung. Die innige Verbindung Rhätiens mit der Schwesterrepublik am adriatischen Meere ist der Gegenstand seiner begeisterten Anrede. Er meint, das venezianische Bündniß sollte noch vor seinem Ablauf erneuert werden, und findet allgemeinen Beifall.

Wenige Wochen später ritt Oberst Guler auf den Bundestag. Viele von den Hochzeitgästen saßen neben ihm in der Versammlung der Landesväter. Um so mehr durfte er hoffen, daß die Bitten Venedigs, welches mit einem seeräuberischen Volke im Krieg verwickelt war, geneigtes Gehör finden werden. Es geschah aber gerade das Gegentheil. Die Mehrheit des Bundestages beschloß, Venedig das Bündniß aufzukünden. Die Geldsäcke des französischen und spanischen Gesandten hatten zu diesem auffallenden Ergebnisse mitgewirkt. Kehrte auch Guler mißstimmt auf sein Schloß zurück, so konnte die schmerzliche Erfahrung seine Thätigkeit für's Vaterland doch nicht lähmen.

Im Jahr 1612 finden wir den rastlosen Mann im abgelegenen Bergthälchen Samnaun. Er schlichtet daselbst die Streitigkeiten, welche die Samnauner wegen einer Alp mit ihren Nachbarn, den Tyrolern, hatten. Er bemühte sich so treu für seine Landsleute, daß der österreichische Erzherzog Maximilian seinen hohen Verstand und seine Beredsamkeit bewunderte und rühmte.

Schon seit vielen Jahren zählte Guler zu seinen vertrautesten Freunden den Gregor Meyer, Sohn des Seckelmeisters Jos. von Chur, welcher einst sein Schulkamerad und Tischgenosse gewesen.

Ihre Freundschaft beruhte auf gleicher Anhänglichkeit an's theure Vaterland und auf derselben aufrichtigen Liebe zum Evangelium, das da bleibt, wenn Alles vergeht. Darum war ihre Freundschaft unwandelbar in allen Stürmen und Anfechtungen, in Freud und Leid. Es ist überflüssig, zu sagen, wie hoch erfreut der Ritter auf Weineck war, als sein zur Bürgermeisterwürde emporgestiegene Freund Gregor sich um die Hand seiner Tochter Anna bewarb, deren erster Gemahl auf Aspermont das Zeitliche schon gesegnet hatte. Der Bürgermeister Gregor Meier, von der Vorsehung berufen, in der rhätischen Republik eine wichtige Rolle zu spielen, wurde 1614 Gulers Eidam. Es war selbstverständlich keine stille Hochzeit. Jung und Alt ist auf den Beinen, als der erste Vorsteher der Stadt, welcher als solcher zugleich Haupt des Gotteshausbundes ist, die schöne Wittwe in die St. Martinskirche führt. Die weißgekleideten Jungfrauen müssen sich in den engen Gassen der alten, düstern Reichsstadt sorgfältig winden, um mit den Düngerhaufen nicht in unangenehme Berührung zu treten. In der Kirche heftet sich unser Blick auch auf den Oberpfarrer Georg Saluz. Welch ein Kraftmann! Nächst dem Malixer Uoli, der eine Tanne sammt den Aesten und Wurzeln von Hand, ohne Schlitten, aus dem Walde nach Hause zieht und in wenig Minuten neun Oest-

reicher niederschlägt, daß keiner davon mehr aufsteht, ist Saluz der stärkste Mann im ganzen Bündnerlande. Wenn er z. B. auf einem Spaziergange einen Ochsen sieht, der nicht im Stande ist, sein schweres Fuder durch einen Stutz hinaufzuziehen, so befiehlt er, auszuspannen, und zieht mit seinen nervigen Armen die Last auf die Höhe. Der Herr Oberpfarrer zeichnet sich jedoch nicht blos durch seine körperliche Riesenkraft aus. Er ist auch stark im Geiste. Wie erbaulich ist die Traurede, welche er dem vornehmen Brautpaar hält! Der Catechismus und die Gebete, welche er drucken läßt, tragen heilsame Früchte. Die evangelische Kirche Hohenrhätiens ist stolz auf ihren vieljährigen, würdigen Moderator Saluz, der den Feinden der Wahrheit kühn die Stirne bietet und der Reform, die anderwärts auf allen Seiten zurückgedrängt wird, noch in mehrern Gemeinden Eingang verschafft.

Wir steigen nun wieder aus der weinreichen Rheinebene nach Weinek hinauf. Des Ritters Schwert ruht an der Wand. Um so thätiger ist seine Feder, welche ebenfalls im Dienste des Vaterlandes steht. Mit welchem Fleiße setzt Guler seine schon 1585 während der Pestzeit in Zuz begonnene historische Beschreibung von „Rhätia und den Rhätischen Sachen“ fort! Er arbeitet Tag und Nacht an seiner Chronik und zieht sich eine Augenkrankheit zu.

Im Jahr 1616 hat er endlich die Freude, in seinem gedruckten Werke die Väter warnend und ermunternd zu den Söhnen und Enkeln reden zu lassen.

Auf dem ersten Blatte blickt uns ehrfurchtgebietend das Bild des wackern Mannes an. Geistesgröße, Biedersinn, Heldenmuth und unwandelbare Vaterlandsliebe spiegeln sich auf seinem Gesichte, das aus einem faltenreichen Halskragen mit mildem Ernste hervorschaut. Ringsherum steht sein Wahlspruch geschrieben, welcher also lautet:

„DEO, PATRIÆ ET AMICIS.“
(Gott, dem Vaterland und den Freunden.)

Unten lesen wir folgende, von ihm selbst verfaßte lateinische Verse:

Per varias alius felix caput efferat artes;
Cui Mars, cui Pallas Periclesque favent
Rhatia me solo decoret pietatis honore,
Si pins est Patriæ facta referre labor.

Ritter Fort. v. Sprecher, Guler's Freund, hat sie also verdeutscht:

Ein Anderer sich in Künsten übt,
Und durch dieselben wird berühmt.
Von Rhätien ich nicht wünsche mehr,
Denn daß sie mir gönn' diese Ehr,
Daß ich ein treues Werk verricht',
Der b'schrieben hab' ihr alte G'schicht.

Was für Grundsätze Guler als Geschichtschreiber befolgte, ist aus folgenden Worten der Vorrede zu ersehen, welche zugleich als Probe seines Styles dienen mögen:

„Ich habe alles dasjenige, was zu ergründen möglich war, mit guter threuw an den Tag gäben: unangesehen, weme es gonst oder ungonst, glimpff oder unglimpff, ehr oder unehr schöpffen möchte. Denn es ja einem Scribenten in dergleichen materi gebürt, allein auf die ungefelschte wahrheit zu tringen, hindangesetzt alle vorgefallene anfechtungen, so ihne etwan vom pfad der wahrheit abführen möchten. Derwegen dann allermeniglich, den es berühren thete, mich, daß ich der grundtlichen Wahrheit steif und ernstlich nachgesetzt, für entschuldigt haben wölle. . . . . . Ich will mich gerne eines besseren berichten lassen, und denen höchsten dank wissen, die mich auß irrthumb auf den rechten weg führen werden, u. s. w.“

Guler hat seine „Rætia“ dem allerchristlichsten, durchlauchtigsten König von Frankreich, Ludwig XIII, gewidmet. Die unterthänigste Demuth, womit er die königliche Majestät bittet, ihn und sein Werk in ihren Schutz und Schirm zu nehmen, verletzt in unsern Tagen das republikanische Gefühl.

Guler war von den Fehlern seines Zeitalters nicht ganz frei. Auch auf die schwere, goldene, vier-

fache Kette, womit der Senat in der Lagunenstadt seine Brust schmückte, mag er nach unseren heutigen Begriffen zu hohen Werth gelegt haben. Wir dürfen dieß zugeben. Unser Ritter hört deßwegen nicht auf, groß zu sein.

Euler vergrub sich nicht, wie so mancher andere Geschichtschreiber, ganz in die Vergangenheit. Er lebte in der Gegenwart, genoß ihre Freuden und theilte ihre Leiden. Er trat aus seiner Einsamkeit, so oft es die Noth erforderte, wieder auf die Bühne des Lebens heraus, wo er es nicht blos mit erzählten, sondern mit wirklichen Gefahren und Stürmen, nicht nur mit längst entschlafenen, aus dem Grabe redenden Personen, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun hatte, und sein Charakter fort und fort durch tiefeingreifende Erfahrungen und durch heiße Feuerproben gestählt wurde.

Während der treue Patriot auf Weinek die glorreiche Vergangenheit schildert, wird die Gegenwart von Tag zu Tag schmachvoller. Die Väter haben die eisernen Fesseln der Tirannei zerbrochen, die Enkel lassen sich mit goldenen Ketten knechten. Wie sehr trübt der Hinblick auf die traurige Gegenwart seine Freude an der schönen Vergangenheit! Und wie wenig Gutes verspricht die Zukunft. Mit dem politischen Parteihasse paart sich blinder Religionseifer, um das Maaß des Elendes voll zu machen.

Unter dem Vorwande, die katholische Religion zu schützen, haben sich die Oberländer auf Befehl ihrer Obrigkeit bereits mit Wehr und Waffen, mit Musketen, Spießen, Halebarden und Schweizerdegen versehn. Umsonst ermahnen Guler u. A. zur Mäßigung und zum Frieden.

Die Herrschsucht und Geldgier einiger Großen vereiteln ihre Absichten. Ganz besonders überschreiten die Anmassungeu des Ritter Rudolf Planta von Wildenberg alle Schranken. Er stachelt die reizbaren Unterengadiner zum Aufstand wider seine Gegner, fällt aber selbst in die Grube, welche er Andern gegraben. Die Fahne des Aufruhrs flattert vor seinem Schlosse zu Zernez, in welchem reiche Fürstengeschenke aufgehäuft sind. Der stolze Ritter, welcher die Bauern wie Sklaven behandeln wollte, flieht vor dem Volksgrimme ohne Hut und Sporen aus dem Lande und brütet schreckliche Rache.

Ein Strafgericht wüthet nun gegen die spanischen Parteigänger. Umsonst sucht Guler den blinden Eifer der obsiegenden Partei zu mäßigen; umsonst vertheidigt er vor den Schranken des Tribunals mit männlichem Muthe den unglücklichen Erzpriester Nicol. Rusca von Sondrio. Die Stimme der Vernunft findet im wilden Tumult der Leidenschaften kein Gehör mehr. Da das aufgestandene Volk auch gegen den französischen Gesandten Gueffier, der sich

allerlei Umtriebe und Intriguen zu Schulden kommen ließ, harte Worte ausgestoßen hatte, fürchtete man den Zorn der „allerchristlichsten" Majestät. Um ihn zu beschwichtigen, wurde unser Ritter von Weinek Namens der III Bünde an den französischen Hof gesandt. Der König bewundert sammt seinen Räthen Guler's Wohlredenheit und Geschicklichkeit und beehrt ihn mit der Ritterwürde. Von Paris eilt der wackere Mann wieder in sein mit Schiffbruch bedrohtes Vaterland zurück, überzeugt sich jedoch mit tiefem Schmerz, einstweilen für dasselbe nichts mehr thun zu können, als beten. Deßhalb verlegt er seinen Wohnsitz nach Zürich. Diese Stadt fühlt sich durch die Gegenwart des großen Rhätiers dergestalt geehrt, daß sie ihm 1619 das Bürgerrecht schenkt. Die Landschaft Davos dankt der edlen Stadt durch einen Abgeordneten für die ihrem Landammann damit erwiesene Ehre. Während nun Oberst Guler an den reizenden Ufern des Zürichsee's über die scheinbar rettungslose Lage der III Bünde trauert, spinnen im Addathal Rache, Fanatismus und Verrath emsig ihre Fäden. Jesuiten, Kapuziner, veltlinische Edelleute, die Planta von Zernez, Giover aus Calanca und andere verbannte Bündner rufen in geheimen Versammlungen: „Wehe dir, Rhätia! Wehe dir Bünden!"

Schon heulen die Sturmglocken. Der Oberst von Weinek ist nicht taub gegen ihren kläglichen Ruf.

Er eilt aus dem gastfreundlichen Zürich an die Stätte der Gefahr. Ganz Bünden ist in Bewegung. Zu Berg und Thal flattern die Fähnlein. Auf Guler schaut das Bündnervolk in seiner Noth mit unbedingtem Zutrauen hin. Er stellt sich an die Spitze der streitbaren Mannschaft und marschirt in's Misox, wo Giover mit gedungenen Mordbanden eingefallen war, während die Wildenberger mit wilden Horden racheschnaubend an den Münsterthaler Grenzen stehen und Robustelli in Grossotto im Begriff ist, mit seinen Henkern an den Ufern der Adda das Blutbad zu beginnen. Giover's feige Schaar flieht vor Guler. Die Verschwornen im Veltlin lassen sich jedoch dadurch nicht abschrecken. Carl Borromeo's Aussaat geht blutig auf. Die Veltliner begehen ein Verbrechen, das nur in Rom Verzeihung findet. Sie machen in Einem Tage ein schwarzes, schauderhaftes Stück Weltgeschichte. Am 19. Juli 1620 beginnt der Protestantenmord im Veltlin und bald schwimmen alle Bekenner des Evangelium's, die nicht durch schnelle Flucht ihr naktes Leben retten, in ihrem Blute. Dann werden die Bündner Amtsleute vertrieben und wurzellose Freiheitsbäume aufgepflanzt. Das Blut der Erschlagenen schreit zum Himmel um Rache. Wir kennen die Heldengestalt, welche an der Spitze von 1000 Zehngerichtenbündnern und Engadinern bereits zu den vergletscherten Höhen des Fer-

thales emporsteigt. Es ist der Mann, dessen blitzendes Schwert kurz vorher dem Verräther Giover im Thal der Moesa panischen Schrecken eingejagt hatte. Mögen auch die Katholiken des grauen Bundes, welche gegen ihre protestantischen Mitbürger sich feindseliger zeigen, als gegen die rebellischen Unterthanen, zurückbleiben, Guler marschirt, durch die hochstämmigen, von dem wackern Oberst Baptista Salis angeführten Bergeller verstärkt, gottvertrauend vorwärts. Der Cavalier Robustelli, Azzo Besta und die übrigen Veltliner Helden haben es jetzt nicht mehr mit wehrlosen Frauen und Kindern, sondern mit Männern zu thun. Darum fliehen sie mit niederträchtiger Feigheit.

Ihrem Beispiele folgen die Malenker und Veltliner. In Sondrio sind die Thore nicht weit genug für die Fliehenden. Priester und Nonnen, Edelleute und Bauern, Jung und Alt, Reich und Arm fliehen auf die Berge jenseits der Adda. Ohne Schwertstreich können die Bündner, von Malenco's Höhen neben dem brausenden Mallero herabsteigend, in der menschenleeren Stadt einziehen, wo nur einige reformirte Frauen und Kinder zum Vorschein kommen, welche durch das Versprechen, in die Messe zu gehen, dem Blutbade entronnen waren.

Zu seinem großen Leidwesen wird jedoch Guler bald wieder zum Rückzug nach Bünden gezwungen.

Die Hülfstruppen, welche bei Piattamala vordringen sollten, ihn zu unterstützen, waren durch Verräth in einen Hinterhalt gerathen, und die Fähnlein, welche von Cläven her vorrückten, wurden durch spanische Reuterei, die den Rebellen zu Hülfe gekommen, aufgehalten. Ueberdieß waren Viele von seiner eigenen Mannschaft mehr darauf bedacht, Beute zu machen und dieselbe in Sicherheit zu bringen, als dem Fahneneid getreu zu sein und die Pflichten des Gehorsams zu erfüllen.

Der Held von Weineck grämt sich über den mißlungenen, ruhmlosen Feldzug, steckt jedoch sein Schwert nicht in die Scheide. Wenige Wochen später wimmelt es im abgelegenen Alpenthälchen Livigno wieder von Kriegsvolk. Zürcher und Berner Bundesgenossen, voran Guler mit 1200 Rhätiern, stürzen von den beschneiten Gipfeln nach Bormio hinunter und jagen die Veltliner und Spanier aus ihren festen Schanzen wie Hasen vor sich her. Guler will ohne Zeitverlust den Feind verfolgen und das stark befestigte Tirano nehmen. Unglücklicherweise kann er aber im Kriegsrathe seinen Willen nicht durchsetzen. Die Exzesse, welche manche Soldaten begehen, werden von ihm strenge gerügt. Nach einem Zeitverlust von acht Tagen rüstet sich das rhäto-helvetische Heer zu Mazzo mit Gebet und Anhörung einer evangelischen Feldpredigt zum Angriff

auf Tirano. Man rückt in drei Colonnen vor. Es ist verabredet worden, bei Sernio auf der Anhöhe ob Tirano sich zu sammeln. Allein der Hauptmann der Berner Vorhut, dem auch die Kriegskasse anvertraut ist, marschirt eigenmächtig vorwärts und wird plötzlich von den in den Weinbergen versteckten Spaniern angegriffen. Der Berner Oberst, Nicolaus von Müllinen, „ein Freund des Evangeliums, ein Mann, den schlechte Schweizer fürchten mußten“, hört die Schüsse, eilt mit dem ganzen Regiment den Seinigen zu Hülfe, sieht sich aber bald von allen Seiten umzingelt und einem Kugelregen ausgesetzt, steigt vom Pferde, kämpft mit Löwenmuth und büßt sein zu großes Maß persönlicher Tapferkeit mit dem Leben. Neben ihm liegen alle Hauptleute bis auf Einen im Blute. Die der Anführer beraubten Soldaten ziehen sich verzagt zurück. Jetzt erscheinen aber die Zürcher und Bündner auf der blutigen Wahlstatt. Unter ihren gewaltigen Streichen fallen viele Feinde. Die Spanier und Veltliner ziehen sich hinter die festen Mauern Tiran's zurück. Guler stürmt jedoch mit einer auserlesenen Schaar von 300 todesmuthigen Helden heran und bemächtigt sich schon eines Thores. Bereits flieht Ritter Robustelli mit den Veltlinern zum untern Thor hinaus, und auch die sieggewohnten Spanier lassen den Muth sinken, obschon sie sich rühmen, an einem

Freitag noch nie eine Schlacht verloren zu haben. Verrath im Puschlaverthal und ein Mißverständniß zwischen dem Zürcher und Bündner Schlachthaufen in Folge dessen sie nicht schnell genug anrücken, vereiteln den halberrungenen Sieg. Die Puschlaver, welche versprochen hatten, von Plattamala aus den Angriff des verbündeten Heeres auf Tirano zu unterstützen, und durch mehrere Eilboten zum Aufbruch gemahnt worden waren, regen sich treuloserweise nicht. Die Spanier bei Plattamala werden sogar von einem verrätherischen Puschlaver versichert, daß auf dieser Seite kein Angriff statthaben werde. Sie eilen daher im entscheidenden Augenblicke nach Tirano und halten die Fliehenden auf. Die kleine Heldenschaar, welche das obere Thor schon erobert hatte, muß sich nun zurückziehen. Das ist eine der bittersten Stunden in Guler's Leben. Er sieht zu spät ein, daß er einen Fehler begangen, indem er, von persönlichem Muthe hingerissen, seinen Schlachthaufen verlassen, um an der Erstürmung des Thores Theil zu nehmen. Mangel an Pulver und Blei und Ermüdung nach einem zehnstündigen Kampfe nöthigen die Rhätier und Helvetier zum Rückzuge, der jedoch in so guter Ordnung geschieht, daß der Feind nicht wagt, sie zu verfolgen. Die Veltliner geben noch heutzutage die Ehre des Sieges dem Erzengel Michael, der während der ganzen Schlacht von der

Madonnakirche herab den Katholiken mit ermuthigendem Blicke zugeschaut und sie im Kampf gegen die Ketzer gestärkt habe. Von den Priestern war nämlich die Bildsäule des Heiligen auf der Kuppel der Kirche auf geschickte Weise angebracht worden.

In Bormio will der „fast untröstliche" Guler Verstärkung abwarten, die Scharte auswetzen und die Ehre der republikanischen Waffen retten. Er will um keinen Preis das Veltlin, welches die Natur Rhätien zugetheilt hat, den verhaßten Spaniern überlassen. Auf seiner Seite steht jedoch im Kriegsrathe nur der Zürcher Oberst Steiner. Die Mehrheit beschließt die Rückkehr nach Hause. Auch die Bündner Soldaten wollen nicht mehr bleiben, weil sie Nachricht erhalten, daß der treulose graue Bund 1500 katholische Eidgenossen in's Land gerufen habe.

Gereicht es dem Ritter von Weinek etwa zur Unehre, daß Thränen an seinen Augenwimpern hangen, da er von der Höhe noch einmal in's Addathal hinunterschaut? Mit nichten! Auch Homer's Helden weinten.

Wir treten nun in der Lagunenstadt an ein Sterbebett. Der Ritter des heil. Markus Hercules v. Salis, v. Grüsch, schickt sich da zum Heimgang in's bessere Jenseits an. Er war beim Beginn des Feldzuges in die verbündete Stadt am adriatischen

Meer geeilt, um für das rhäto-helvetische Heer Proviant, Geld und Hülfstruppen auszuwirken.

Dem schon auf der Reise schwer Erkrankten bricht die Kunde vom unglücklichen Ausgang der Schlacht zu Tirano das Herz. „Seid treu dem Vaterlande und fest in unserer seligmachenden Religion, in der ich lebte und euch erzog", sagt er seinen anwesenden Söhnen, dann betet er inbrünstig und fährt im Frieden dahin. Ein großer Verlust für das arme Vaterland! Salis liebte das Vaterland mit aufrichtigem Herzen und hätte ihm in seiner größen Noth noch wichtige Dienste leisten können. Er galt als das Haupt der venezianischen Partei. Die Freundschaft mit Venedig war bei ihm jedoch nur ein Stern, der vor der Sonne seiner Vaterlandsliebe allezeit erbleichte. Salis, der feingebildete, evangelisch gesinnte Mann, stand sowohl bei den protestantischen Fürsten Deutschlands, als bei den reformirten Ständen der Eidgenossen in hohem Ansehen. Der zeitgenössische Historiker Sprecher rühmt seine ausgezeichnete Rednergabe und seine Erfahrung in wissenschaftlichen und politischen Dingen. Die unwandelbare Liebe zum Evangelium, das in seinem wechselvollen Leben sein Stecken und Stab war, hatte ihm seine früher genannte fromme Mutter, Gräfin Martinengo v. Brescia, eingeflößt.

Es ist dem Oberst Joh. Guler nicht vergönnt,

auf Weinek den Tod seines geliebten Schwagers, mit dem er durch gleiches Streben innig verbunden war, ungestört zu beweinen.

Der Verrath erhebt im grauen Bund immer frecher sein Haupt. Die Spanischgesinnten mit den 1500 kathol. Eidgenossen schalten und walten willkürlich im Lande. Die Patrioten sind nicht mehr ihres Lebens sicher. Guler, das Haupt derselben, muß neuerdings Rhätien verlassen, und zu Zürich, zu seiner neuen Heimath, seine Zuflucht nehmen. Auf dem Susenberg, einem schönen Herrensitz ob der Stadt, den er tauschweise an sich gebracht hatte, empfiehlt er nun alltäglich in seinen inbrünstigen Gebeten sein unglückliches Vaterland im Schooße der rhätischen Alpen dem allgütigen Lenker der menschlichen Schicksale. Da preist er seinen Schwager Hercules, seinen Mitvater Luci Gugelberg und andere verstorbene Schicksalsgenossen glücklich, daß sie den völligen Ruin des Vaterlandes nicht sehen mußten. Er verzagt jedoch nicht. Es leuchtet noch dann und wann ein Hoffnungsstern in seine düstern Stunden hinein. Er glaubt an den lebendigen Gott, der Israel in jeder Noth Helden erweckte, und der auch ein schwaches Weib zum Werkzeug seiner rettenden Hülfe machen kann.

Die Spanischgesinnten treiben es zwar immer ärger. Die Magnaten im Oberland brüten ver-

rätherische Pläne aus. Der graue Bund will der 14. Ort der schweizerischen Eidgenossenschaft werden, die Unterthanenlande für sich allein zurückverlangen und die zwei andern Bünde ihrem Schicksale, d. h. Oesterreich überlassen, das die Ketzer mit Feuer und Schwert bekehrt. Die V-örtischen Soldaten und die schon seit 1614 zum Schutze der katholischen Religion mit Schweizerdegen und Spießen versehenen Oberländer malen Galgen an die Thüren der evangelischen Kirchen und Pfarrhäuser. Freche Burschen wagen es, den Bürgermeister Gregor Meier in Chur in seiner Wohnung zu überfallen und gefangen nach Jlanz zu schleppen.

Es wacht jedoch ein höheres Auge über den Batzeroler-Bund, dessen heilige Banden Fanatismus und Selbstsucht theilweise schon zerrissen haben. Wenn verhängnißvolle Zeiten über Republiken kommen, finden sich immer Männer, die für die Schmach des Vaterlandes ein lebendigeres Gefühl zeigen, als der gewöhnliche Schlag von Leuten: einfach und rein, wie im Grütli, oder berauscht von Unabhängigkeitssinn, wie die Söhne Genfs, oder mit einem Herzen voll Zorn und Rachegefühl, wie die Prädikanten im Engadin. Die jungen Söhne der Patrioten, die wir an der hochzeitlichen Tafel im Salis'schen Palaste gesehen, sind in den wenigen stürmischen Jahren zu Männern herangereift, auf deren

kräftigen Arm und treues Herz das Vaterland sich verlassen kann. In Grüsch, dem Brennpunkte vaterländischer Gesinnung, versammeln sich einige zum Aeußersten entschlossene Männer zur Rettung des Vaterlandes. Empfinden und Handeln ist für sie nur Eins. Sie galoppiren mitten durch die Wachtposten (das Lager) der kathol. Eidgenossen nach Rietberg im Domleschg, und erschlagen den Pompejus Planta, Bruder des Rudolf v. Wildenberg, den grimmigsten Feind der evangelischen Kirche, die Seele aller gegen die Freiheit des Vaterlandes gerichteten Unternehmungen, welcher im Herbst vorher mit österreichischen Horden das Münsterthal überfallen und verheert hatte.

Und wenig Tage später stürzen in finsterer Nacht die Engadiner, die Schlagfertigsten im Schooße der rhätischen Alpen, unter der Anführung von zwei reformirten Geistlichen durch den schauerlichen Müras-Paß nach Thusis hinunter, jagen die Fünförtischen aus dem Lande, trinken im Kloster zu Disentis, dessen Abt mit bösem Gewissen geflohen, allen Wein, und zwingen die erschrockenen Oberländer und Lugnezer, den Bundesbrief zu beschwören und auf den verlassenen Pfad der Pflicht zurückzukehren. Aus dem stillen Gebetskämmerlein auf dem Susenberg steigen Lob- und Dankopfer für diese glückliche Wendung der Dinge zum Throne des Ewigen empor.

Es verweilt bei dem Ritter Guler auch sein Eidam, Bürgermeister Meier, den der junge Guler (Hans Peter) durch ein kühnes Wagniß aus der Gefangenschaft zu Ilanz befreit hatte. Ueberdieß fanden noch andere bündnerische Flüchtlinge auf dem Susenberg gastfreundliche Aufnahme. Auch die Herzen und Häuser wohlthätiger Zürcher öffnet Guler vielen seiner unglücklichen Landsleute. Es waren nämlich nur aus dem Münsterthale 500 Personen, denen der evangelische Glaube über das Vaterland gieng, geflohen.

Die Freude der Patrioten auf dem Susenberg über die Wiedervereinigung der III Bünde in Hohenrhätien wurde bald wieder durch bange Ahnungen getrübt. Der hellsehende Staatsmann von Weineck sieht bereits den Wolf am Bach, der dem unter ihm trinkenden Lamme die Zähne zeigt, unter dem Vorwande, daß es ihm das Wasser getrübt habe. Oestreichische Kriegshorden, unter ihnen die Planta v. Wildenberg, fähig, Vaterland und Religion ihrer Rache zu opfern, überschwemmen die rhätischen Thäler. Vergeblich ist der heldenmüthige Widerstand der Engadiner auf dem Kirchhofe von Schuls, wo auch Frauen und Töchter an der Seite ihrer Männer, Väter und Brüder fechtend, ruhmvollen Tod der Knechtschaft vorziehen. Umsonst kämpfen mit gleichem Heldenmuthe auch die Davoser und Präti-

gauer in Schlapin. Die Unterengadiner, die Davoser, die Prätigauer u. a., die Enkel der Helden auf der Malserheide, diese Schooßkinder der Freiheit, müssen, von der Uebermacht erdrückt, Oestreich auf den Knieen huldigen, oder den Wanderstab ergreifen und der trauten Heimat Lebewohl sagen. Wir unterwinden uns nicht, den Schmerz des alternden Ritters auf dem Susenberg zu schildern. Muß er ja sogar hören, daß die östreichischen Kanibalen selbst den Todten nicht Ruhe gönnen und unter anderm den Leichnam seines Mitvaters Luci Gugelberg ausgegraben und seines ritterlichen Schmuckes beraubt haben! Gulers Haus in Zürich wird nun der Sammelplatz der edelsten Rhätier, welche über die Angelegenheiten des verrathenen Vaterlandes tagen, während die Gemeindsboten zu Ilanz zu Allem, was der übermüthige Sieger mit dem Schwert in der Hand diktirt, Ja und Amen sagen. Auf dem Susenberg gehen ein und aus: Gulers Söhne, Johannes und Hans Peter; seine Neffen, Rudolf und Ulysses Salis von Grüsch; mehrere Planta von Zuz und einige reformirte Pfarrer, z. B. Georg Jenatsch, welcher kurz vorher im blutigen Strauße mit den katholischen Eidgenossen bei Thusis und Valendas nicht nur Proben persönlichen Muthes, sondern auch Beweise eines Feldherrntalentes an den Tag gelegt hatte. Der Oberanführer der

Oesterreicher, der Wütherich Baldiron, den die Prätigauer mit Recht Holofernes nennen, verlangt von der Stadt Zürich umsonst die Auslieferung der Bündner Patrioten. Jenatsch und andere Gastfreunde Gulers gehen nach Deutschland in das Lager des Grafen von Mansfeld, um sich in der Kriegskunst zu üben. Sobald aber die geknechteten und grausam mißhandelten Prätigauer sich gottvertrauend und todesmuthig erheben und Wunder der Tapferkeit verrichten, eilen die wackern Männer vom Susenberg und aus Mansfeld's Lager in's Vaterland, um ihren Brüdern im heiligen Kampfe für bürgerliche und religiöse Freiheit beizustehen. Der umsichtige Rudolf Salis wird zum General und der feurige Hans Peter Guler zum Obersten erkoren. Der alte Guler, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit gelitten hatte, findet es nicht nöthig, sein Ritterschwert zu umgürten, da es dem tapfern Volke nicht an geschickten und kühnen Führern fehlt. Er ist jedoch nicht müßiger Zuschauer des denkwürdigen Drama's. Er nützt dem Vaterlande mit seiner beredten Zunge und seiner gewandten Feder, indem er durch dieselben bei Privaten, Städten und Ländern „Handreichung und Steuer“ für die braven Streiter auswirkt.

Welche Freudenthränen glänzen in seinen Augen bei der Kunde, daß sein Heldenvolk die Spanier

und Oesterreicher zum Abzuge gezwungen, die Häupter und Boten gemeiner III Bünde am 27. Juni 1622 sich wieder zum erstenmal seit der unglücklichen Trennung versammelt und das Werk der Versöhnung mit einer allgemeinen Amnestie vollendet und am 3. Juli alle Gemeinden die alten Bünde beschworen haben. —

Der Geschichtsschreiber von Weineck weiß wohl, daß ein kleines, von seinen Bundesbrüdern treulos verlassenes Hirtenvölklein im Kampfe mit der spanisch-östreichischen Riesenmacht zuletzt wird unterliegen müssen. Allein die Wahrnehmung eines solchen Heldensinnes tröstet und erquickt seine betrübte Seele. Der Prätigauerkrieg, das erste, mit der That gefeierte Jubiläum der Reformation in Bünden, bildet die schönsten Blätter in der rhätischen Geschichte. Weder Morgarten, noch Sempach, noch Murten, noch irgend eine andere klassische Stelle der Schweiz hat verhältnißmäßig mehr Todesmuth und Opferfreudigkeit, mehr Gassenmacher aufzuweisen, als Raschnal bei Saas. Wenn auch Guler über das neuerdings unterdrückte und geknechtete Vaterland oft seufzt, so gewährt ihm andererseits die „Darstellung" des herrlichen Freiheitskampfes viele selige Augenblicke. —

Der Ritter von Weineck besaß große Reichthümer, die zum Theil die Frucht weiser Ordnung und Sparsamkeit waren, wie wir aus seinem täglichen Hand-

buch ersehen, in dem ganz geringfügige Ausgaben verzeichnet sind. Auf Davos hatte er 8 Häuser und mit dem Heu seiner Wiesen zu Berg und Thal konnten 70 Kühe gewintert werden. Ein solches Vermögen setzte den edelgesinnten Mann in den Stand, in großartigem Maßstabe wohlzuthun und mitzutheilen und besonders in den drangvollen Zeiten beträchtliche Opfer auf den Altar des Vaterlandes darzubringen. Wie oft wurde in Zürich seine Wohlthätigkeit in Anspruch genommen, als 1500 Prätigauer und Unterengadiner, die aus ihren eingeäscherten Dörfern und verheerten Thälern geflohen, arm und ohne Obdach in der Fremde umherirrten! Beim Einfall der Oestreicher wurden Gulers Häuser auf Davos geplündert und verbrannt, nun will man auch seine Güter confisciren, nach denen ein Schuler und andere Vaterlandsverräther lüstern sein mögen. Eben von einer schweren Krankheit genesen, begibt sich jedoch der vielgeprüfte Mann (1624) nach Insbruck und macht seine Rechte als Bürger von Zürich mit solchem Nachdrucke geltend, daß seine Besitzungen in Bünden unangetastet bleiben.

Bald nachher sehen wir auf dem Susenberg wieder Freude und Hoffnung strahlende Augen. Jehova hat das Geschrei der Elenden in Rhätien gehört. Ein Kardinal — Richelieu, welcher in Frankreich die Hugenotten verfolgt — ist in Gottes

Hand das Werkzeug, den Evangelischen in Bünden Hülfe zu senden. Im Hinblick auf das Glück der spanisch-österreichischen Waffen in Deutschland und Bünden für das europäische Gleichgewicht besorgt, vereinigen sich Frankreich, Savoyen und Venedig zur Rettung Rhätiens. Um Rudolf Salis, Hans Peter Guler und andere Helden sammeln sich in Zürich die ausgewanderten Bündner, etwa 1800, vielgeprüfte Männer, in deren starken, abgehärteten Körpern kräftige Seelen wohnen. Mit ihnen vereinigen sich französische Hülfstruppen und eine helvetische Freischaar. Graubündten lebt neu auf (1625). Die Felsen wiederhallen von Trommelschlag und Pfeifenklang. Aus allen Thälern eilen die treuen Söhne des Vaterlandes auf den Sammelplatz und in wenig Wochen sind die kühnsten Hoffnungen der Patrioten erfüllt. Das Land ist von den Oestreichern und den verhaßten Kapuzinern, welche die überzeugungstreuen Prätigauer mit den Bajonetten der Landsknechte zum Besuch der Messe zwangen, gesäubert und das Veltlin erobert.

Der rhätische Bundestag beruft jetzt vor allen Dingen den alten Guler von Zürich, welcher an der Spitze einer Gesandtschaft über die hohen Bergjoche an die Ufer der Adda reitet, um mit dem Oberbefehlshaber der französischen Hülfstruppen über die Rückgabe des Veltlins zu unterhandeln.

Der biedere Ritter von Weineck hat jedoch noch keinen Begriff von der treulosen Politik des Kardinal Richelieu. Der Markgraf Cœuvres — so heißt der Obergeneral der französischen Hülfstruppen — von den schlauen Veltlinern mit Geschenken überhäuft, täuscht die Hoffnungen der Bündner, welche, blos auf ihr Recht gestützt, mit leeren Händen vor ihm erscheinen. Vergebens überreicht ihm die rhätische Gesandtschaft eine von Guler verfaßte Denkschrift, in welcher die bündnerischen Hoheitsrechte über das Veltlin klar und bündig auseinandergesetzt sind. Der mit einem Geschenke von 9000 Gulden bestochene Franzose erklärt, die feinen Veltliner seien würdiger, über die Bündner zu herrschen, als umgekehrt, und die Veltliner Rädelsführer sagen, lieber dem Teufel, als den Bündner Bauern gehorchen zu wollen. —

Um diese Zeit beweint Guler den Hinschied seines Neffen Rudolf von Salis. Das ganze Vaterland trauert über den frühzeitigen Tod des Oberanführers im Prättigauer Heldenkampfe. Im strapazreichen Veltliner Feldzuge erkrankt, hatte der treffliche Mann im Spätherbst 1625 in der Fülle der Manneskraft zu Malans seine Augen geschlossen. — „Obschon noch jung, stand er in wissenschaftlicher Bildung und in jeder andern Tugend keinem Andern nach," sagt Sprecher . . .

Fast den ganzen Sommer 1626 bringt der Oberst von Weineck im Abbathal zu, unermüdlich den Winkelzügen der Diplomatik gegenüber die Rechte seines Vaterlandes vertheidigend. In zierlicher Rede bewillkommt Guler, von den Bündner Obersten und Hauptleuten umgeben, den von Venedig kommenden außerordentlichen Gesandten Frankreichs Chateauneuf (Castelnuovo) an der Veltlinergrenze und setzt ihm klar und bündig Bündens Rechte der Oberherrschaft über das Abbathal auseinander. Unter den 9 rhätischen Gesandten, welche den 14. September 1626 mit Cœuvres und Chateuneuf in Puschlav aus dem stattlichen Hause des Joh. Masella sich in die ehrwürdige Rathsstube begeben, ist es wieder der Ritter von Weineck, der wie durch Leibesgestalt, so auch durch Geistesgröße über Alle hervorragt. Obschon unter seinen Mitgesandten Doktoren der Rechte und der feingeglättete Fort. Juvalta sitzen, nennt ihn doch ein altes Puschlaver Manuscript die Hauptperson („il principale fra tutti"). Umsonst protestiren die Bündner in dieser Konferenz gegen die zwischen Frankreich und Spanien plötzlich abgeschlossene Kapitulation von Monsonio (Monzone) welche den Veltlinern die Wahl der Amtleute, die Rechtspflege und alleinige Ausübung der katholischen Religion gewährt.

Es bleibt ihnen nur der Trost übrig, durch die

Gemeinden, die höchste Behörde im rhätischen Freistaate, diesen Traktat verworfen zu sehen und den König von Frankreich durch eine Gesandtschaft besser zu unterrichten und umstimmen zu können. An die Spitze derselben muß sich (im März 1627) Guler stellen, welcher schon vor 9 Jahren am Pariser Hofe einen so günstigen Eindruck hervorgebracht hatte. Oberst Schauenstein, Oberst Molina und Doktor Schmied v. Grüneck begleiten ihn. Die „allerchristlichste“ Majestät hört die wackern Männer aus den rhätischen Alpen wohlwollend an und bewirthet sie prächtig in seinem königlichen Palaste. In einem eigenhändigen Schreiben nennt Ludwig die Bündner seine „besten Freunde und Bundesgenossen.“ Die gehoffte Rückerstattung des Veltlins findet jedoch wegen des unerwarteten Ausbruches des Krieges zwischen Frankreich und England nicht statt. Auf dieser Gesandtschaftsreise hat Gulers Gesundheit nicht wenig gelitten. Schon seit zehn Jahren war er nämlich mit dem Podogra behaftet, das ihn plötzlich angekommen, als er den an dieser Krankheit darniederliegenden Bürgermeister Jenni in Chur besuchte und bei'm Anblick der feuerrothen geschwollenen Zehe desselben ein Grausen empfand.

Da der politische Himmel sich wieder mehr und mehr verdunkelt, wird ein „Staatsrath“ erwählt, auf welchen das Bündner Volk, wie früher auf den

„geheimen Rath" einen Theil seiner Souverainität überträgt. Jedes Mitglied dieser obersten Landesbehörde wird durch einen Eid verpflichtet, „stets die Ehre, den guten Ruf, die Achtung und das Wohl des Vaterlandes zu befördern, ohne Bestechung und Amtsbettelei und mit Hintansetzung jeden Privatvortheils, soweit solcher mit der öffentlichen Wohlfahrt in Widerstreit kommen möchte." Wir suchen im Kreise der mit dem Zutrauen des Volkes geehrten Männer unsern Ritter Guler nicht vergebens. Gregorius Meier, Bapt. v. Salis, Andreas Sprecher, Paul Buol und andere Gesinnungsgenossen sitzen mit ihm am Staatsruder. Die Landesväter haben eine schwierige Aufgabe zu lösen. Nicht nur die europäische Constellation und die heillosen Künste der fremden Gesandten, sondern auch die Verwilderung des Volks, eine Folge der langen Parteikämpfe und häufiger Truppendurchmärsche, erschweren das Regieren immer mehr. Um dem Uebel zu steuern, vereinigen sich jetzt Geistliche und Weltliche, denen das Wohl des Landes und des Volkes treu am Herzen liegt.

Die, 1628 (Juni) zu Scharans, unweit des Zusammenflusses der Albula und des Hinterrheins versammelte evangelische Synode befaßt sich ernstlich mit der Kirchendisziplin. Nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst wollen die Synodalen

fortan strenge sein, damit die Hirten Vorbilder der Heerde werden. Es wird beschlossen, daß kein Geistlicher sich in Dinge mischen solle, die seinem kirchlichen Berufe ferne liegen, und daß Jeder, der etwas seines heiligen Standes Unwürdiges begehe, mit einer gebührenden Strafe belegt werde. — In der ehrwürdigen Versammlung zu Scharans sehen wir neben den Dekanen der III Bünde den Ritter von Weineck sitzen und zur Einführung einer strengen Kirchenzucht kräftig mitwirken. Er und Fortunat von Juvalta waren vom Staate als Beisitzer der Synode abgeordnet worden. Würdigen Vorstehern liegt bei leiblicher und geistlicher Freiheit zugleich öffentliche Zucht und Ordnung am Herzen. In einem ächt christlichen und ächt bürgerlichen Gemeinwesen soll Freiheit mit Ordnung gepaart sein und Freude durch Zucht und Sitte gezügelt werden. Wenige Wochen später ist auch im Schooße des Staatsrathes die Kirchenzucht der Gegenstand ernster Berathung. Die Landesväter ermahnen mittelst eines Rundschreibens das Volk dies- und jenseits der Berge ernstlich zur Buße und Bekehrung, zur Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hauptsächlich Guler mit seinen Gesinnungsgenossen diese Wiedergeburt des rhätischen Volkes anstrebte.

„Der Jahresschluß 1628 ist nahe, aber das

Ende der Streitigkeiten noch nicht abzusehen," sagt Sprecher am Ende des ersten Theils seiner „Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen." Nur zu wahr! Brüten ja doch Rudolf Planta, der grimmige Wildenberger, und der berüchtigte Pater Ignazius, welcher überall die Hände im Spiele hat, zu Inspruk über gefährlichen Plänen, namentlich gegen die Religionsfreiheit in Bünden. Mit inbrünstigem Flehen zum allmächtigen und allgütigen Lenker der menschlichen Schicksale feiern demnach die treuen Patrioten in Hohenrhätien den Jahreswechsel. Mit tiefer Entrüstung hören zu Anfang des Jahres 1629 Guler und die andern Mitglieder des Staatsrathes die maßlosen Prätensionen des Bischofs und des Capitels an. Es sind nicht weniger als 41 Ansprüche. Die geistlichen Herren „erröthen nicht im Geringsten, Rechte anzusprechen, die sie entweder nie besessen, oder verkauft und veräußert hatten." Sie verlangen in vielen Thälern die große und kleine Gerichtsbarkeit, Zehnten und Zölle, die Fische in den Seen, die Vögel in den Lüften und die Metalle in den Eingeweiden der Berge und die Patronatrechte über eine Menge evangelischer Kirchen. Sie wissen wohl, daß östreichische Bajonette ihren Forderungen bald Nachdruck verleihen werden. Im Mai überschwemmt plötzlich eine Armee von 40,000 Mann unter Merode die rhätischen Fluren. Alle strategisch wichtigen

Punkte dies- und jenseits der Berge werden von den Kaiserlichen besetzt und überall Schanzen aufgeworfen. Mit welch' schmerzlichen Empfindungen blickt der aufrichtige Freund des Evangeliums von Weineck an den Strilserberg hinüber, wo eine Redoute den bezeichnenden Namen „heilige, siegreiche Maria" erhalten hatte! Im Unterengadin schaltet und waltet bereits Rudolf Planta, der öffentlich zum kathol. Glauben übergetreten, von einer Leibwache umgeben, als östreichischer Statthalter (Kommissär des Erzherzogs Leopold) mit aller denkbaren Willkür. Er vertreibt die reformirten Pfarrer, entwaffnet das Volk, zwingt es zum Besuch der Messe und zum Fasten und läßt die Widerspenstigen einkerkern und foltern. So entmuthigend jetzt auch die Aussichten sind, und so große Gefahr der protestantischen Kirche droht, der in vielen Stürmen ergraute Ritter Johann verzagt dennoch nicht. Er weiß und glaubt von ganzem Herzen, daß der Herr des Himmels und der Erde noch im Regimente sitzt, und König sein wird von einem Ende der Erde bis zum andern von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er weiß und glaubt, daß Gott sein Antlitz nicht immer verbergen wird und daß am Ende die Wahrheit doch triumphiren muß.

In diesen schlimmen Tagen, da die wilden Kriegsschaaren, die sich unter Wallenstein einen gefürchteten

Namen erworben, durch Berg und Thal streifen und gegen das Landvolk jede Ausgelassenheit sich erlauben und vom Raube leben, und in Folge der Hungersnoth die Pest ausbricht und an vielen Orten die Hälfte der Einwohner hinrafft, schreibt Guler, der zu St. Margaretha bei Chur seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, weil die Oestreicher das Schloß Weineck geplündert und verwüstet hatten, in sein tägliches Handbuch:

Victor ero tandem
Mea spes est unica Christus
Huic vivo, huic moriar
Caetera cura nihil.

(Ich werde endlich siegen,
Meine einzige Hoffnung ist Christus,
Ihm lebe ich, ihm werd' ich sterben,
Um das Uebrige bekümmere ich mich nichts.)

In Gottes Wort sucht und findet der christliche Staatsmann Trost und Stärke in jeder Noth. Ein schönes Zeugniß seines fleißigen Bibelstudiums finden wir Seite 109 seines Handbuches. Da bemerkt Guler:

„Simphorianus Pollio hat den 91. Psalmen vor jahren auf Teutsche Melodei gebracht, darinnen ich etliche Ort besser nach der wahrheit des Hebräischen Originaltextes gerichtet habe. Geschach den 29.

Nov. 1629 zu Chur, da die Pest in einlif (11) wuchen 673 personen hingeraffet hat."

Der Inhalt des Psalms wird also angegeben:

„In diesem psalm der Dichter tröst'
Den, der bei Gott thut bleiben,
Denselben Gott aus g'fahr erlöst
Thut auch d'Pest ihm vertreiben.

Der dritte Vers lautet also:

Kein Pestilenz dir schaden kann, die in dem Dunkeln schleichet;
Kein sucht noch krankheit rührt dich an, die im Mittag umstreichet;
Ob Tausend dir zur linken fiel, zur rechten zehen mal so viel
Soll's doch zu dir nit kommen u. s. w.

Gulers Gottvertrauen ist jedoch nicht ein müßiges Hinbrüten. Sein Wahlspruch ist vielmehr:

Ajutati e Dio ti ajuterà.
(Hilf dir und dann wird auch Gott dir helfen.)

Zu Ende des verhängnißvollen Jahres 1629 flüchtete er sich mit den Seinigen aus der verpesteten Luft der Hauptstadt nach seiner lieben alten Heimat, dem hochgelegenen Davos. Er pflegte auch sonst alljährlich, gewöhnlich im Frühjahr, wenn die blühenden Matten wie ein großer bunter Teppich aussehen, einige Wochen in dem herrlichen Alpenthale zuzubringen, wo er an den krystallhellen Bächen und romantischen Seen die ersten Jahre der Kind-

heit verlebt und die ersten Regungen des Herzens empfunden hatte. Die ihm eigene fromme Naturanschauung gewährte ihm manch' seligen Augenblick mitten in den endlosen Wirren und Unruhen des unglücklichen Vaterlandes. Jede Spur der Weisheit und Güte Gottes, die er zu Berg und Thal wahrnimmt, erfreut sein kindliches Herz. Desgleichen wird alles Gute, das Menschen thun, von ihm gelobt.

So wird Fürstabt Jodocus, der um diese Zeit zum Besten der leidenden Menschheit die Pfäfferser Heilquelle aus der schauerlichen Schlucht an einen bequemen Ort hervorleitete, von ihm durch lateinische und deutsche Gedichte verewigt.

In der Spendung des Lobes geht nach unsern Begriffen Oberst Guler oft zu weit. Der Weihrauch, den er z. B. in lateinischen Versen dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, dem Grafen von Merode, streut, kontrastirt unangenehm mit der republikanischen Würde, die wir bisher an ihm wahrgenommen haben. Die heiklen Zeitumstände können ihn einigermaßen, jedoch nicht ganz entschuldigen.

Auch gegen das Lob, welches andere ihm ertheilen, scheint unser Ritter keineswegs gleichgültig zu sein, wie aus einem in seinem täglichen Handbuche aufgezeichneten Gedichte (Elegia encomiastica in illustris Equitis et Colonelli Joannis Guleri

laudem) hervorgeht, worin einer seiner Verehrer seine Tugenden und Verdienste mit dichterischem Schwunge schildert. Es ist nicht unsere Absicht, den wackern Mann, dem wir hiemit ein schriftliches Denkmal setzen, nur zu bewundern und zu vergöttern. Wir bemühen uns, sein Charakterbild mit Wahrheitsliebe zu entwerfen. Der Biedermann von Weineck ist zu groß und zu gut, um die Achtung der spätesten Nachwelt einzubüßen, wenn wir in irgend einem Punkte eine menschliche Schwachheit an ihm aufdecken.

Im August (1630) sehen wir Joh. Guler wieder zu Chur im Staatsrath und am ordentlichen Bundestag, an welchem Bischof und Kapitel, durch die Anwesenheit der österreichischen Regimenter noch frecher geworden, ihre frühern Prätensionen wiederholen und noch neue hinzufügen. „Des Landes Leid ist der Pfaffen Freud," sagt mit Recht ein damaliger Schriftsteller.

„Uns ist bange, aber wir verzagen nicht," heißt es wieder auf mancher evangelischen Kanzel. Wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten. In der That schimmert in der rhätischen Nacht wieder ein neuer Hoffnungsstern. In Folge des Friedens zu Chierasco (Juni 1630) müssen die Kaiserlichen die „heilige siegreiche Maria" und die

übrigen von ihnen angelegten Festungswerke zerstören und aus Bünden abziehen. Nun kann man wieder freier athmen. Bevor sich das Jahr zu Ende neigt, werden die alten Bünde in allen rhätischen Landen wieder beschworen und 3000 Mann schaaren sich um die Helden von Aquasana: Salis, Peter Guler, Jenatsch u. a., fest entschlossen, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu behaupten und die Unterthanenlande wieder zu gewinnen. Die Eidgenossen versprechen Unterstützung, Frankreich schickt den ausgezeichneten Kriegsmann Herzog Rohan mit Hülfstruppen. Der edle Hugenotte faßt zu Niemanden größeres Zutrauen, als zum alten Guler, den er oft in seinem Hause besucht und die „Krone und Zierde des Bündnerischen Regiments" nennt. Er hatte schon auf der Tagsatzung zu Baden, wo er zuerst mit ihm in Berührung kam, sogleich gefühlt, daß er eine an Geist und Gemüth reich begabte, bedeutende Persönlichkeit vor sich habe. Die sanguinischen Hoffnungen, welche Rohan's Ankunft in den Bündnern, besonders in den reformirten, erweckt, gehen nicht in Erfüllung. Richelieu's Politik ist die personifizirte Treulosigkeit. Zum großen Leidwesen Rohans, der gebundene Hände hat, liegen die Franzosen über zwei Jahre in Bünden und drücken das Volk durch die Last der Einquartirung, ohne Anstalten zu einem Zuge in's Veltlin zu ma-

chen. Endlich (1635) gilt es jedoch Ernst. Mit bedeutenden Streitkräften zieht der Held, welcher in Frankreich an der Spitze der Hugenotten Wunder der Tapferkeit verrichtet, über die hohen Bergjoche und nimmt das Addathal ohne Schwertstreich in Besitz. Jetzt rücken aber die Kaiserlichen aus dem Tyrol und die Spanier vom Comersee heran und suchen ihn einzuschließen. Mit Blitzesschnelle fällt jedoch der Herzog mit seinen Franzosen, Bündnern und Schweizern über die Oesterreicher her und schlägt sie in drei blutigen Treffen nacheinander (Livigno, Mazzo, Fraele) und dann stürzt er sich wie ein Löwe auf die Spanier bei Morbegno und bringt auch ihnen eine blutige Niederlage bei. Ganz Rhätien ist nun (Ende 1635) vom Feinde gesäubert und die Bündner, welche in diesen Schlachten sich ausgezeichnet haben, erwarten nun die Rückgabe des Veltlins. Mitten im strengen Winter reiste der greise Guler mit seinem Tochtermann Gregor Meier, Fortunat Juvalta u. a. über den Splügen nach Cläven, um mit Rohan deßhalb zu unterhandeln. Neue schmerzliche Täuschungen! Die Abgeordneten der rhätischen Nation müssen 8 Tage lang den Winkelzügen der französischen Diplomatik folgen und unter Ratifikationsvorbehalt der Gemeinden den Unterthanen ausschließliche Uebung der katholischen Religion versprechen und die Justizpflege anheim stellen gegen einen jähr-

lichen Tribut von 25,000 Gulden. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß der Ritter von Weineck in dieser Konferenz für die Religionsfreiheit eine Lanze gebrochen habe. Es half jedoch nichts. Umsonst hatten auch die evangelischen Prediger schon vorher ein sehr ernstes Schreiben an Rohan erlassen und ihn ermahnt, sein Gewissen nicht damit zu beschweren, daß er den Bündnern die freie Uebung des evangelischen Glaubens und das Recht über Leben und Tod in den Unterthanenlanden entzöge. Der Herzog ließ sich von seinem Sekretär Prioleau leiten, und diesen hatten die schlauen Veltliner in ihr Netz gezogen. — Jenatsch, auf gutem Wege, das Factotum in den III Bünden zu werden, eifert nicht mehr für den Protestantismus. Er ist nicht mehr der arme Pfarrer im groben Kirchenrock auf der evangelischen Kanzel zu Berbenno im Veltlin, sondern der stolze, reiche Oberst in der glänzenden Uniform, der schon manchen Schritt auf der schlüpfrigen Bahn der Diplomatik gethan hat. Jenatsch bringt es dahin, daß auch der rhätische Bundestag sich den Cläwner Bedingungen fügt.

Von Cläven nach Chur zurückgekehrt, sagt der alte Guler zu seinem Busenfreunde Fort. Sprecher: „Jetzt habe ich unsern Schneebergen gegnadet (d. h. von ihnen für immer Abschied genommen).“ Den Schneestürmen auf unsern Alpenpässen sind allerdings

die Kräfte eines vierundsiebenzigjährigen Greisen nicht mehr recht gewachsen. Er legt jedoch seine Hände noch nicht in den Schooß. Wir erblicken ihn noch mehrmals in der Mitte der obersten Landesbehörde, wo er schon seit mehr als einem halben Jahrhundert selten gefehlt und so manches ernste und weise Wort über des Vaterlandes Wohl und Weh gesprochen hat. Es ist nichts Seltenes, daß der Mensch in außerordentlichen Momenten — z. B. in blutigen Schlachten — ungewöhnliche Anstrengungen macht und Großes leistet. Die sicherste Probe eines höhern Charakters ist es jedoch, wenn er auch unter andauernden, widrigen Schicksalen bei getrübter Aussicht auf ein besseres Loos mit besonnener Beharrlichkeit an einer guten Sache festhält und nichts unterläßt, um dieselbe wieder emporzuheben.

Das sehen wir in Guler. Bis zu seinem letzten Hauche bleibt er seinem Wahlspruche treu: „Gott, dem Vaterlande und den Freunden.“ (Deo, Patriæ et Amicis.) — Belauschen wir den Mann, auf welchen Rhätien noch jetzt stolz sein darf, am häuslichen Herde, so erscheint er uns bis an sein Ende als ein Freund strenger Ordnung und weiser Sparsamkeit. Mit welcher Sorgfalt pflanzt er noch in seinem hohen Alter in seinem Baumgarten auf jedem leeren Plätzlein Obstbäume! Mit welcher Genauigkeit notirt er auch geringfügige Ausgaben und Einnahmen in

sein tägliches Handbuch! Wie einfach und wohl „regulirt“ ist sein Hauswesen! Seine Sparsamkeit ist jedoch vom Geiz himmelweit verschieden.

Folgende Verse vom Jahr 1634 lassen uns einen Blick in sein christliches Haus und sein frommes Herz thun und mögen zugleich auch als Probe seiner Dichtkunst dienen:

„Es ist, o Herr, dein G'schenk und Gab,
Mein leib, mein seel und was ich hab',
Allhie in diesem kurzen leben
Dein gnad', o Herr, mir wöllist gäben.

Damit ich's brauch' zum Lobe dein,
Zu nutz und dienst des Nechsten mein.
Ein gnügi's Herze pflanz' in mir,
All' mein Vertrauen steh' zu dir.

Wenn ich dich hab', so hab' ich g'nüg,
Du bist allein das höchste Gut;
Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott,
Schaff' mir in G'rächtigkeit mein Brot.

Und nehr' mich stets mit deinem Wort,
Welch's sei auf Erd' mein höchster Hort;
All' ander Ding ich schlach' in d'schanz,
Mich dir ergäbe gar und ganz.“

Seinen Worten entsprechen seine Thaten vollkommen. Guler handelt allezeit als „guter Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes.“ An die Spende auf Davos „vermacht er jährlich eine hübsche Summe“ und der evangelischen Synode läßt er öfters

Geschenke zukommen, welche zur Anschaffung nützlicher Bücher dienen sollen. Denn „zur Aufrichtung einer gemeinen Bibliothek und Förderung der Schulen war er hochgeneigt“, sagt Sprecher. Seine Opferbereitwilligkeit für jeden edlen Zweck geht unter Anderm aus folgendem schönen Zuge hervor. Im Jahr 1634 handelt es sich um eine Collekte zur Befreiung christlicher Völker von der türkischen Tyrannei. Da ist Guler sogleich bereit, 2000 rheinische Gulden — eine für jene Zeit große Summe — zu unterzeichnen. Am Jahresschluß sendet er nach allen Seiten Geschenke. Unter den Beschenkten erscheint mehrmals auch die Frau Bürgermeister Holzhalb in Zürich.

Im Juni 1636 fesselt ihn das leidige Podagra an's Bett. Da stirbt Doktor Beli von Belfort. Guler hält den Tod desselben für den Vorboten des seinigen und „rüstet sich auch gänzlich ad patres.“ Während der Doktor zu Grabe getragen wird, schreibt er folgenden Vers:

„Belinus medica, si quis quam clarus in arte,
Dum curat cunctos, ipse neglectus obit.
Rhaetis tuus studio hinc meliori in cumbe saluti.
Qui modo te sanum reddidit, ecce jacet!“

Von Sprecher verdeutscht:

Beli, ein Arzet wohlerfahren.
Er rett' viel Kranke aus Gefahren;

Jetzt und ohn' sonderbare Kur
Bezahlt die Schuld er der Natur.
Drum Landsmann, hab dein G'sundheit werth;
Der dir vor half, trägt man zur Erd'.

Ritter Johann hat sein Haus schon bestellt und in seinem Testament Kirche, Schule und die Armen reichlich bedacht. Die Hand des Herrn richtet ihn jedoch wieder vom Krankenlager auf, daß er noch einige Monate die Seinigen erfreuen und dem Vaterlande dienen kann. Dem aus dem Veltlin zurückgekehrten, von einer schweren Krankheit genesenen Herzog Rohan wünscht der ehrwürdige Greis im Namen der III Bünde mit einer so schönen Rede Glück, daß viele zu Thränen gerührt werden. Rohan's Gattin und Tochter und der durchreisende Erzbischof von Lyon, Bruder des Kardinal Richelieu, werden ebenfalls von ihm mit „zierlichen Complimenten" bewillkommt. Der gelehrte Prälat verwundert sich über den feinen Mann im rauhen Gebirge.

Am 27. November macht Guler den letzten Gang auf das Rathhaus in Chur, um eine Mißhelligkeit zwischen dem edlen Rohan und dem verschmitzten französischen Gesandten Lanier schlichten zu helfen. „Das ist sein letzter actus publicus," sagt Sprecher, da er begehrte Einigkeit zu pflanzen, die er sein Leben lang so hoch geachtet und geliebet.

Sein altes Uebel, das Podagra, greift ihn nun wieder hart an. Dazu gesellt sich Engbrüstigkeit und Geschwulst der Schenkel. Am heiligen Weihnachtsfeste kann der sonst so fleißige Kirchgänger nicht mehr in die Versammlung der Gläubigen im Hause des Herrn sich verfügen. Seine Seele hungert und dürstet jedoch nach Gerechtigkeit. Darum muß Pfarrer Georg Salutz ihm in seiner Wohnung, in der Mitte seines Hausgesindes, den Kelch des Heils und das Brod des Lebens reichen, welche er mit Heilsbegierde und mit inbrünstiger Andacht empfängt. Während seiner Krankheit, wie in der ganzen Zeit seines Lebens übt er sich unaufhörlich „mit geistlichen Betrachtungen, Lesen der heiligen Schrift und inbrünstigem Gebet für die ganze Christenheit, das geliebte Vaterland, und sein und aller Betrübten Anliegen.“ Ungeachtet seiner großen Verdienste ist er demüthig und weit entfernt von Tugendstolz und Werkheiligkeit, wie folgender Vers beweist:

„Gib Gnad', daß wir die Sünd' begeben,
Und heben an ein christlich Leben.
Der alten Sünd, Herr, nicht mehr denk',
Dein Unschuld, G'rechtigkeit uns schenk',
Fortan vor dir zu wandeln recht,
Wie sollen thun dein' treue Knecht.

Erhör, Herr Jesu, mich den alten
Johannsen Guler, thu' sein Walten,

Zu loben dich, zu thun Beistand
Der wahren Kirch', dem Vaterland;
Solch' Gab' gibt uns allein dein' Hand'.

Bei gänzlicher Appetitlosigkeit schwinden nun Eulers Kräfte von Tag zu Tag, obschon er nicht das Bett hüten muß. Den 24. Jänner besucht ihn der oft erwähnte Fortunat von Sprecher, welcher durch gleiche Liebe zum Vaterland und zum Evangelium mit ihm auf's innigste verbunden, ihn, wie einen Vater liebt und ehrt. Er findet seine Natur ganz erschöpft, nachdem er mit ihm noch eine Weile über göttliche Dinge und vaterländische Angelegenheiten gesprochen. Euler begleitet seinen Freund noch bis zur Stubenthür und sagt, die Hand ihm herzlich drückend: „Mein Leben steht in einer guten Hand; wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn; sein Name sei gelobt von jetzt an bis in Ewigkeit." Sprechers Augen sind voll Wasser und auch dem alten Euler laufen die Thränen über die Backen herab.

Am gleichen Tag sitzt der Ritter Johann mit seiner Gemahlin, seinem Sohne, dem Obersten Hans Peter und seinem Tochtermann, dem Hauptmann Rahn von Zürich noch zu Tische. Sein gewöhnliches Gebet, so er bisher allemal selbst laut verrichtet, befiehlt er diesmal seinem Sohne, dem

Obersten, herzusagen, weil das Reden ihm schwer fällt. Er labt sich nun mit ein wenig Speis und Trank, legt sich dann auf's Bett, schläft eine gute Stunde, träumt von Zierwäßchen, erwacht, steht auf, setzt sich in einen Lehnstuhl, steht wieder auf, geht in die Nebenkammer, ruft: hala! hala! wird von der Gattin und vom Sohn auf's Bett getragen und fährt ganz sanft dahin mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen.

So lebte, so starb am Vorabend des Kettenbundes Ritter und Oberst Johannes Guler von Weineck, „der Glanz und die Zierde des rhätischen Freistaats; Verus Pater Patriæ." Mit Recht sagt Sprecher, daß er mit so viel schönen Gaben Gottes und Tugenden begnadet gewesen, daß seines gleichen Rhätien nicht gehabt, noch so bald haben werde.

Wie allgemein die Liebe und Achtung für den Verstorbenen war, zeigte die zahlreiche Leichenbegleitung, welche ihm die letzte Ehre erwies. „Seine Leiche" — wir gebrauchen Sprechers schlichte Worte — „wurde von den Häuptern und gesendeten Rathsboten gemeiner III Bünde, auch von Herrn Bürgermeister, Rath, ganzer Gemeinde und Burgerschaft zu Chur, von Herrn Oberst Kaspar Schmid von Zürich sammt seinen Hauptleuten, von vielen Edelleuten, von dem Hofprediger des Herzogs von Rohan u. s. w. mit allgemeinem Trauren, Weinen und

Klagen zu Grabe begleitet. Vor der Bahre ward sein Leibpferd geführt; darauf folgte Herr Major J. Tscharner, welcher sein Französisches Ritterschwert bloß in der Hand und seinen offenen Helm trug. Auf der Bahre lag der Venedische Ritterdegen und die goldenen Sporen. Die Bahre wurde von vornehmen Rathsherren und Kriegsobersten getragen bis in die Scalette, wo ihm von Pfarrer Georg Salutz die Leichenpredigt gehalten wurde.

Wir wollen den Eindruck, den Gulers Bild auf jeden empfänglichen Leser machen muß, nicht durch eine allgemeine Schlußbetrachtung schwächen, sondern mit Sprechers Worten und Beifügung der Grabschrift schließen:

„Hier ruhet der Leib im Herrn bis an den jüngsten Tag, die Seele im Himmel in ewiger Freude und Seligkeit, und sein Gedächtniß bleibt unauslöschlich in aller Frommen Mund und Herzen.“

EPITAPHIUM.

D. O. M. S.
Illustris Heros
Joannes Gulerus a Weinek
Davosianus Rhaetus
Civis Tigurinus
Eques Auratus
Vallis Tellinæ Gubernator
Foedoris X Juris dictionum Praeses
Rhaeticorum militum Tribunus
Orthodoxæ Religionis Columen
Bonarum Literarum Decus
Verus Pater Patriæ
Hic situs est.
Vixit annos LXXIV. Mens II. Dies XXIV.
Obüt Anno Domini MDCXXXVII.
Die XXIV. Januarii.

In obitum
Joannis Guleri a Weinek
Fortunatus a Juvalta.

Orba parente tuo jam, Rhætia, plange; senatus
Lux, oculus, columen, lingna, Gulerus obit.

Traure, des Vaters verweist, o Rhätierland! Des Senates Licht, Aug', haltende Säul' sinket in Guler dahin.

II.

Fortunatus Sprecherus a Bernek
Rhætia patria loquitur:

Noster Atlas suadâ, sceptroque sagoque, stiloque,
Heu! rhetor, rector, dux, polyhistor obit.

Ach, in Reden der Held, im Rath mit der Feder, im Kriegsrock Feldherr, Lenker — es sinkt uns der Gelehrte dahin!

2

Philipp Gallicius

Reformator Graubündens.

Von

Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.

Bern,
J. Heuberger's Verlag.
1865.

Vorwort.

Als ich in meiner „Vierteljahrsschrift für das reformirte Bündnervolk“ einige Züge aus dem Leben des Phil. Gallicius mittheilte, äußerte ich den Wunsch, es möchte recht bald eine geschicktere Feder es versuchen, ein vollständiges Bild des thatenreichen und sturmbewegten Lebens unseres ausgezeichneten Reformators zu entwerfen. Seither sind fünfzehn Jahre verflossen und mein Wunsch blieb immer unerfüllt. Deßhalb habe ich nun Hand an's Werk gelegt, durch die freundliche Aufnahme, die mein „Ritter Johannes Guler“ gefunden hat, dazu aufgemuntert. Es schien mir fast unverantwortlich, daß ein Mann, wie Gallicius, einem großen Theile un=

seres Volkes länger unbekannt bleibe. Wir begegnen in der rhätischen Geschichte mancher hehren, Ehrfurcht einflößenden Gestalt. Joh. Travers, Joh. Guler, Hartmannis von Malix, Fortunat Sprecher, Friedrich Salis, Hercules Salis, Rudolf Salis und noch andere Männer des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sind herrliche Erscheinungen. Allein keiner von ihnen hat sich in so hohem Grade um Rhätien verdient gemacht, wie der Sohn des armen Schmiedes von Puntvyla. Jene verdankten ihr überwiegendes Ansehen theilweise ihrer vornehmen Geburt, ihrem Reichthume, und ihren einflußreichen Verbindungen. Gallicius ist ausschließlich durch sein Talent, seine Thatkraft und besonders durch jene unbedingte Hingebung an die Pflichten seines Hirtenamtes, die nur aus einer tiefgewurzelten religiösen Ueberzeugung hervorgehen kann, berühmt geworden. Der „stählerne Ritter des Geistes," welcher fast ein halbes Jahrhundert

mit seltener Beharrlichkeit und glänzendem Erfolge für Freiheit und Wahrheit gekämpft hat, darf mit vollem Rechte der Hauptreformator Rhätiens genannt werden. Angebahnt wurde zwar die Wiedergeburt der rhätischen Kirche hauptsächlich von Joh. Comander in Chur, der bis an sein Lebensende an der Spitze der evangelischen Synode stand. Seine Wirksamkeit war jedoch nicht so umfassend, wie diejenige des Gallicius, welcher dies= und jenseits der Berge, in deutschen und romanischen Thalschaften die Bollwerke des Papstthums stürzte und auf den Trümmern desselben die Kirche Christi aufbaute, in allen Stürmen unerschütterlich dastehend. Wie vielen Gemeinden hat der Mann Gottes das reine Evangelium gepredigt! Wie treu lag ihm nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch das Vaterland am Herzen! Seine Thaten und Bestrebungen bilden unstreitig das schönste Stück unserer Bündnergeschichte. — Ich habe kein ge=

lehrtes Werk für Gelehrte geschrieben. Dazu fehlten mir, außer der Befähigung, an meinem abgelegenen Wohnorte auch die Hülfsmittel. Ich wollte nur ein Büchlein für das Volk schreiben; und wenn dadurch unter demselben etwelcher Segen gestiftet wird, ist mein Zweck erreicht.

Brusio, im August 1864.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Geburtsort und Heimath des Gallicius.

Am südöstlichen Fuße des Buffalora, der in seinem Schooße edle Metalle birgt, sprudelt in der Nähe glühender Alpenrosen ein frischer Born unter bemoosten Felsblöcken hervor. Es ist die Quelle des Rhams, welcher das rhätische Münsterthal durchströmt. Der klare Bach schlängelt sich zuerst mit sanftem Gemurmel zwischen den idyllischen Häusergruppen der Gemeinde Cierfs hinunter, welche ihren Namen den Hirschen verdankt, die in früheren Zeiten die nahen Wälder belebten. Von Fuldera, wo schlammige Tobelwasser sich mit ihm vereinigen, stürzt sich der Rham auf die tiefere Thalsohle von Valcava und St. Maria hinunter, die er oft verwüstet. In dem anmuthigen Gelände zwischen Münster und Taufers stand, kaum hundert Schritte jenseits der jetzigen Schweizergrenze, am rechten Ufer des Rhams das kleine Hirtendörflein Puntwyla, dessen Häuser in unbekannter Zeit vom wüthenden Alpenstrome fortgerissen wurden. Nur noch von einem Hause sind wenige Mauerreste vorhanden. Sie bezeichnen die Geburtsstätte desjenigen Mannes, den die Vorsehung für

die religiös=sittliche Neugestaltung Hohenrhätiens im sechszehnten Jahrhundert zum Hauptwerkzeuge ausersehen hat. Hier stand die Wiege des Philipp Saluz, der den 4. Februar 1504 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, Adam Saluz, stammte von Ardez im Unterengadin und war nach der Volkssage ein Schmied. Seine Mutter hieß Ursula und war eine Tochter des Johannes Gallicius von Camogask im Oberengadin. Es ist im Engadin an manchen Orten noch heutzutage Sitte, dem väterlichen Familiennamen auch den mütterlichen Geschlechtsnamen beizufügen. Bisweilen wird mit Vorliebe nur der letztere gebraucht. Daher kommt es, daß Philipp Saluz in der Geschichte gewöhnlich nur Gallicius genannt wird.

Die Jugendgeschichte unseres Reformators ist leider unbekannt. Sein Zeitgenosse Ulrich Campell, der „Vater der rhätischen Geschichte,“ meldet uns nichts davon. Ohne Zweifel war Philipp in seiner Kindheit ein Hirtenknabe. Wir sehen ihn im Geiste mit der ihm anvertrauten Heerde zu den steilen Höhen emporklettern, zwischen Lawinen, Felsstürzen und tobenden Waldbächen vorsichtig um sich sehen, betend und Gott vertrauend Wind und Wetter Trotz bieten und selbst dem kalten Tod unverzagt in's Antlitz schauen. Bald auf dieser, bald auf jener Felsenecke betrachtete der empfängliche Knabe die geheimniß=

volle Majestät der großartigen Alpennatur, und horchte andächtig auf die Betglocke im nahen Kloster von Münster, dessen Stiftung Carl dem Großen zugeschrieben wird. Seine Blicke schweiften bald in den classischen Engpaß hinunter, wo Benedict Fontana's Heldengestalt im Kampfe für's Vaterland fiel, bald zu den alten Burgen bei Taufers hinüber, wo einst eine keusche Jungfrau, welcher ein wüster Vogt nachstellte, mit dem Rufe „Helf' mir Gott!“ sich vom Schloßthurme in die Tiefe gestürzt hat, um ihre Unschuld zu retten.

Arm an „gemeinnützigen Kenntnissen“ die in unsern Tagen schon den zarten Kindern eingetrichtert werden, aber reich an tiefen, bleibenden Eindrücken, ging unser Philipp aus dieser Vorschule hervor. Wir wissen nicht, wann er zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit und zur Erfahrung der göttlichen Gnade gekommen ist, und eben so wenig, wo er einen so reichen Schatz gelehrter Kenntnisse gesammelt hat, mit denen er dem Vaterlande und der protestantischen Kirche fast ein halbes Jahrhundert hindurch so wichtige Dienste geleistet hat. Seine Hinneigung zur lutherischen Abendmahlslehre in den ersten Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit berechtigt uns jedoch zur Vermuthung, daß er in Wittenberg, wo lern- und heilsbegierige Jünglinge von allen Seiten zusammenströmten, die Vorlesungen Luthers und

Melanchtons besucht habe. Am gleichen Orte studirte ja auch sein Vetter, der gekrönte Dichter Simeon Lemnius.

Zweites Kapitel.

Gallicius predigt das reine Evangelium in Camogask 1524.

Im wilden, vom jungen krystallhellen Inn durchströmten und von prachtvollen Gletschern umkränzten Alpenthale, zu dessen erhabenen Naturschönheiten Tausende von Fremden wallfahrten, steht nicht weit von den stillen Bergseen, in deren klarem Wasser die Arven ihre schlanken Leiber spiegeln, die kleine Dorfkirche von Camogask. An einem Sonntage im Jahr 1524 trat in dieselbe ein blutjunger Kaplan. Ueber seine sanften Gesichtszüge war eine tiefe Wehmuth verbreitet. Er fand nämlich das Gotteshaus in einen Götzentempel verwandelt. Jung und Alt beugten ihre Knie vor hölzernen und steinernen Bildern und plapperten gedankenlos Gebete zu den Heiligen. Von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit war keine Spur vorhanden. Das Herz des Jünglings blutete beim Anblicke des unwissenden Volkes, welches weder die zehn Gebote, noch das apostolische Glaubensbekenntniß, ja nicht einmal das Vater Unser in der Muttersprache hersagen konnte.

Die lieben Leser kennen den thränenwerthen Zustand der christlichen Kirche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Das reine Christenthum war aus der Christenheit verschwunden. Die Völker wandelten in der Finsterniß des Aberglaubens und Unglaubens. Der Herr der Kirche, welcher sich in Deutschland und in der Schweiz nicht unbezeugt ließ, erweckte jedoch auch in Hohenrhätien Herolde der Wahrheit. In der Kirche von Camogask, in welcher wir nun im Geiste verweilen, besteigt der zwanzigjährige Kaplan die Kanzel und aus seinem gläubigen Herzen strömt durch den beredten Mund frisches Lebenswasser auf die andächtig horchende Versammlung. Der begeisterte Herold des Evangeliums ist der Sohn des Schmiedes von Puntwyla. Adam Saluz hatte damals vielleicht bereits sein Pilgerkleid ausgezogen, was seine Gattin veranlaßt haben mochte, in ihre ursprüngliche Heimath zurückzukehren. Philipps erste Predigt handelte von Christi vollgültigem Verdienste und dem Vertrauen, welches der Sünder auf dasselbe allein setzen solle. Die Zuhörer waren sichtbar ergriffen. Der Weg zur Seligkeit war ihnen noch nie so deutlich gezeigt worden. Während jedoch in manchem Auge eine Freudenthräne glänzte, konnte der Ortspfarrer Johannes Bursella, welcher Decan des ganzen Engadins war, seinen Zorn nicht verbergen. Obschon Gallicius keinen Glaubensartikel und keinen Gebrauch der Kirche

direct angriff, war ihm doch, als ob Altar und Bilder bereits anfingen zu wanken. Nicht weniger als Bursella erschraken auch der Pfarrer Salis in Zuz, der Pfarrer Rascher in Scanfs und andere Meßpriester über den jungen Kaplan, von dessen holdseliger Predigt in allen umliegenden Gemeinden gesprochen wurde. In ihrem Rathe wurde beschlossen, ein achtsames Auge auf ihn zu richten.

Drittes Kapitel.

Das Religionsgespräch zu Ilanz 1526.

Nicht nur der Meßaltar im Engadiner Kirchlein, auch der alte Bischofsstuhl in Chur fing um 1524 herum an zu wanken.

Die 95 Sätze, welche der kühne Mann Gottes in Wittenberg gegen den Ablaß und was damit zusammenhing, an die Schloßkirche angeschlagen hatte, verbreiteten sich so schnell nach allen Weltgegenden hin, daß man meinte, die Engel seien die Botenläufer gewesen. Die Kunde davon gelangte auch in den Schooß der rhätischen Alpen. Als zu gleicher Zeit auch die kräftigen Trompetenstöße gehört wurden, womit Zwingli in Zürich den Morgen einer neuen Zeit verkündigte, fing das Wort Gottes an, auf eine wunderbare Weise in den drei Bünden sich zu regen und zu wirken. In tiefen Thälern und auf stolzen Berg-

firnen leuchtete zu gleicher Zeit das Licht des Evangeliums, welches so lange Zeit unter dem Scheffel verborgen gewesen war. Bis in die abgelegensten Gegenden drang der süße Laut der frohen Botschaft von der Gnade Gottes in Christo.

In Fläsch, an der Grenze Deutschlands, pflanzte Bürkli, ein Sendbote des Zürcher Reformators, das evangelische Banner auf. In Malans rüttelte der gelehrte Münsterthaler Johannes Blasius gewaltig an der Messe, dem Hauptbollwerke der römischen Kirche. In St. Antönien, einem wilden Seitenthale des Prätigau, verkündigte Jacob Spreiter aus dem Montafun mit heiliger Begeisterung das reine Evangelium, zu dem sich in Bälde die meisten Gemeinden an den Ufern der Landquart bekannten. Die „freien Walser" auf Davos, welche in ihrer Alpenlandschaft nie ein Zwingherrenschloß geduldet, warfen unter Anführung des Andreas Fabritius das römische Joch ab. In Chur erhob der Stadtpfarrer Comander kühn unter den Augen des Bischofs und seiner Domherren die Standarte der Wahrheit und Freiheit. Im romantischen Domleschg führte Ulrich von Marmels die Leute von den Sümpfen der Menschensatzungen zu den reinen Quelladern, die aus Gottes Wort strömen. Der schöne Heinzenberg legte das päpstliche Kleid ebenfalls ab. Auch an den Quellen des Hinterrheins flatterte das Panier der Reformation. Selbst

in dem wilden Thale von Avers, welches sechs bis acht Monate zum Jahr in tiefem Schnee begraben liegt, grünte die himmlische Lebenssaat des lautern Evangeliums. Die Oberländer wurden auch von der allgemeinen Bewegung ergriffen und suchten sich von der römischen Vormundschaft zu befreien.

Kein Wunder, daß der Bischof und die Domherren in große Angst geriethen. Mit Entsetzen fanden sie, daß schon vierzig Prediger in den drei Bünden sich um die Standarte der Reformation geschaart haben. Auch die weltlichen Häupter des rhätischen Volkes sahen mit unruhigen Augen die wunderbare Bewegung an. Sie tagten in Ilanz, der ersten Stadt am Rhein, und verordneten: „Das Wort Gottes soll dem Volke treulich vorgetragen werden und der übermäßige Prunk und Kleideraufwand bei der Geistlichkeit abgestellt sein.“ Das war jedoch nur ein neuer Lappen auf ein altes Kleid. Diese Verordnung bezweckte nicht die Wiedergeburt der ausgearteten Kirche, in welcher noch schlimmere Uebelstände vorhanden waren, als die Kleiderpracht der Priester. Der schamlose Handel, den Rom mit heiligen Dingen trieb, mußte zuvörderst abgeschafft werden. Der rhätische Bundestag wähnte nach dem Beispiele der Rathsherren in den Urkantonen, durch eine solche halbe Maßregel den Strom der Reformation in seinem Laufe aufhalten zu können. Derselbe breitete sich aber

von Tag zu Tag dies- und jenseits der Berge immer weiter aus. Im Gefühle der eigenen Ohnmacht nahmen der Bischof und die Domherren ihre Zuflucht zum weltlichen Arme. „Ihr Obrigkeiten," riefen sie, wie sechs Jahre früher der Bischof zu London, „kommet der Religion zu Hülfe!" Sie verlangten von den Bundeshäuptern, daß die Prediger der neuen Lehre, deren Gottlosigkeit so groß wäre, daß die kirchlichen Strafen nicht mehr hinreichen, aus dem Lande verwiesen werden.

Allein Comander, fest entschlossen, für die Wahrheit Alles aufzuopfern, trat vor die Landesväter und sprach im Namen der evangelischen Prediger also: „Wir bitten, daß uns gestattet werde, mit unsern Gegnern vor den Häuptern der drei Bünde zu erscheinen und ein Religionsgespräch mit ihnen zu halten. Werden wir dann mit Schriftzeugnissen des Irrthums überwiesen, so wollen wir widerrufen; im entgegengesetzten Falle werden wir von der erkannten Wahrheit nicht ablassen und ihretwegen nicht blos Unbill, sondern selbst den Tod leiden."

Die Bundeshäupter, welche dem Streite, der die Republik aufregte, ein Ende zu machen wünschten, schrieben auf den 7. Jenner 1526 eine öffentliche Disputation aus.

Nicht weit von der Wiege des grauen Bundes, wo 1424 das Banner der politischen Freiheit aufge-

pflanzt wurde, liegt, von den klaren Fluthen des Vorderrheins bespült, das Städtchen Ilanz, einer von den ehemaligen drei Vororten der rhätischen Eidgenossenschaft. Hier sollte das erste Treffen in dem langen Feldzuge geliefert werden. Die tüchtigsten Streiter beider Parteien fanden sich auf dem Kampfplatze ein. Das Schlachtfeld war zuerst die Kirche, dann das Rathhaus.

Sechs Abgeordnete der Regierung führten bei der Disputation den Vorsitz. Auf der einen Seite standen der bischöfliche Vikar, der Abt Theodor Schlegel, v. St. Luzi, drei Dekane, ein paar Mönche und einige Meßpriester. Auf der andern Seite hatten sich um Comander Gallicius, Joh. Blasius, Joh. Pontisella aus dem Bergell, Andreas Fabritius, Christian Hartmann, Pfarrer von Thusis u. a. geschaart. Die evangelische Partei hatte dem jungen Kaplan von Camogask, dessen gründliche Gelehrsamkeit bereits die verdiente Anerkennung gefunden hatte, den Auftrag ertheilt, im Vereine mit Comander den Gegnern zu antworten. Die Römischkatholischen zeigten wenig Lust, den Feind, der sich hinter der Bibel verschanzt hatte, anzugreifen. Der bischöfliche Vikar nannte nun die reformirten Prediger, welche er kurz vorher gottlose Verbrecher gescholten hatte, geliebte Brüder und bat sie, in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückzukehren.

Der schlaue Abt suchte mit großer Beredtsamkeit die Versammlung zu überzeugen, daß die Disputation ganz überflüssig sei, indem ja in Bälde ein Reichstag und eine allgemeine Kirchenversammlung beschließen würden, was die Kirche von ihren Lehren beizubehalten und davon fallen zu lassen hätte.

Als die politischen Vorsitzer sich zu dieser Ansicht hinneigten, drohten jedoch Comander und seine Freunde, auch wenn sich die Katholiken entfernen, gleichwohl vor der Volksmenge Rechenschaft von ihrer Lehre abzulegen. „Es beginne also in Gottes Namen, wer zu sprechen hat," sprach nun der Präsident der Versammlung. Aller Augen richteten sich auf den Stadtpfarrer von Chur, der vorgetreten war, um das Wort zu ergreifen. „Es ist noch nicht an dem, die Disputation zu beginnen," rief jedoch plötzlich, mit Feierlichkeit von seinem Sitze sich erhebend, der bischöfliche Vikar, dem vor der folgenschweren Entscheidung bangte. „Diese Versammlung verursacht große Unkosten. Zur Deckung derselben, wenn die katholische Partei unterliegen sollte, hinterlege ich im Namen des Bischofes 6—10,000 Goldgulden. Es ist billig, daß die Gegenpartei für die gleiche Summe Sicherheit leiste." Er wußte wohl, daß die evangelischen Prediger, welche auf die meisten Einkünfte freiwillig verzichtet hatten, wie einst die Apostel, weder Gold noch Silber besaßen. Ihre abgetragenen Kleider, ihre

hageren Gestalten und blassen Gesichter sprachen deutlich genug für ihre Armuth. Comander konnte mit Recht sagen: „Wir sind arme Gesellen mit leeren Seckeln; wir können kaum unsere Suppe bezahlen; wo sollten wir 10,000 Gulden hernehmen?“ Schon diese ängstlichen Bemühungen der Katholiken, die Disputation zu verhindern, mußten den nachdenkenden Theil des anwesenden Volkes für die Evangelischen günstig stimmen.

Endlich beginnt das Treffen. „Die wahre Kirche ist aus Gottes Wort entstanden,“ ruft Comander mit heller Stimme; „sie muß sich an dieses allein halten und darf auf keine fremde Stimme hören.“ Diesen Satz beweist der in der heiligen Schrift außerordentlich bewanderte Mann so bündig und klar, daß die Gegner gezwungen sind, sich damit einverstanden zu erklären. Es ist begreiflich, daß die Katholiken nach einer solchen Niederlage wenig Lust zur Fortsetzung des Kampfes fühlten. Sobald zugegeben wird, daß die christliche Kirche ausschließlich auf dem Worte Gottes in der heiligen Schrift fußen müsse, können sich die römischen Menschensatzungen nicht mehr halten. Als daher die Evangelischen ihren Sieg verfolgen und ihre Lehre vom heiligen Abendmahl auseinandersetzen und die Messe, das Hauptbollwerk des Papstthums, angreifen wollten, machte der Abt Theodor mit großer Freundlichkeit den Vorschlag, er wolle

die übrigen streitigen Punkte mit Comander allein in Chur besprechen und schlichten. Die reformirten Prediger wollten jedoch in Gegenwart des Volkes reden und zeigen, daß sie mit Unrecht „gottlose Ketzer“ genannt werden. Die Gesinnungen der politischen Abgeordneten, die keineswegs unparteische Richter waren, kennend, suchte der schlaue Abt nun das letzte Wort zu behalten, um in den Augen der Unwissenden als Sieger den Kampfplatz zu verlassen. Er hielt zu dem Ende eine lange und breite Rede über die Sakramente, das Fegfeuer und andere Gegenstände. Dann erklärten die Vorsitzenden die Disputation für geschlossen, ohne weiter auf Comander zu achten, der gegen ein solches Verfahren feierlich protestirte.

Die Disputation blieb nicht fruchtlos, obschon durch allerlei Liste und Kniffe der vollständige Sieg der Evangelischen verhindert wurde. Sieben von den anwesenden Priestern gaben der göttlichen Wahrheit die Ehre und legten alsobald die Meßgewänder nieder. Und die von Ilanz zurückkehrenden Landleute trugen unvergängliche Saamenkörner in empfänglichen Herzen in ihre stillen Hirtendörfer. Auch in der Seele der Vorsteher des Volkes fing das Wort Gottes an, sich zu regen und zu wirken.

Bald nach der Disputation stellte es der Bundestag Jedermann in den drei Bünden frei, sich zum katholischen oder zum evangelischen Glauben zu be-

kennen und verbot unter Androhung schwerer Strafe, irgend Jemanden um seiner Religion willen zu schmähen oder zu verfolgen. Zugleich wurde allen Geistlichen eingeschärft, keine andere Lehre, als die in der heiligen Schrift enthaltene vorzutragen.

Gallicius konnte in Ilanz noch keine wichtige Rolle spielen, weil die kampfscheuen Katholiken es zu keiner rechten Entscheidung kommen ließen. Er hatte nur zweimal das Wort ergriffen, um den bischöflichen Hofschulmeister, welcher durch spitzfindige Fragen das ernste Gespräch lächerlich zu machen suchte, zum Schweigen zu bringen. Dennoch war die Disputation für sein späteres Leben von hoher Wichtigkeit. An der Seite Comanders, den er in der Folge „Vater" zu nennen pflegte, hatte er die schwache Seite der Feinde der Reformation und die Waffen, welche zum Siege führen, kennen gelernt. Mit frischem Muthe kehrte der junge Streiter Christi über die hohen Schneeberge in's Engadin zurück.

Die Herolde des Evangeliums erhoben überall immer kühner ihre Stimme und der Abfall von Rom wurde von Tag zu Tag größer. Mit Herzeleid sah Paul Ziegler, der auf dem Bischofsstuhle zu Chur saß, die Fortschritte der neuen Lehre. Um das Papstthum in den rhätischen Alpen zu retten, suchte er fremde Hulfe. Er fand sie bei den katholischen Eidgenossen.

Die Bündner waren nämlich damals mit einem gefährlichen Feinde in einen Krieg verwickelt. Jacob von Medicis — gewöhnlich Medigin genannt — Kastellan des Schlosses Musso am Comersee, hatte im Jahr vorher einen Einfall in die bündnerischen Unterthanenlande gemacht und durch einen kühnen Handstreich sich der Stadt Cläven und des festen Schlosses daselbst bemächtigt. Die Gesandten, welche mit ihm unterhandeln sollten, ließ er treulos in Ketten legen und in finstere Kerker werfen. Die Bündner klagten ihre Noth den Eidgenossen, mit denen sie sich im Schwabenkrieg auf's innigste verbrüdert hatten. Diese schickten Gesandte, welche den Frieden mit Medigin und die Befreiung der Bündner Gesandten auswirken sollten. Die Freude über deren Ankunft in Chur war von kurzer Dauer. Sie knüpften nämlich ihre Hülfe an die Bedingung, daß Comander verbannt und in allen drei Bünden die Reformation mit Gewalt unterdrückt werde. Das war von den katholischen Gesandten der Eidgenossen, an deren Spitze Aegidius Tschudi von Glarus stand, auf dem bischöflichen Hofe ausgebrütet worden. Die Bundeshäupter versprachen, die Gemeinden darüber anzufragen und baten die Eidgenossen, ihre Reise an den Comersee fortzusetzen. Der ränkevolle Abt Theodor, dem das Papstthum näher am Herzen lag, als das Vaterland, schloß sich der Gesandtschaft an und schrieb dann von Cläven,

es sei weder an Frieden mit dem Kastellan von Musso, noch an Befreiung der Gefangenen zu denken, wenn die Gemeinden nicht feierlich versprechen, die lutherische und zwinglische Ketzerei gänzlich auszurotten. Im sogleich versammelten Bundestage wird nun ein heißer Kampf gekämpft. Die Churer, Domleschger, Rheinwalder, Prättigäuer, Davoser und andere wollen das heilige Banner der Gewissensfreiheit nicht im Stiche lassen. Vielen liegen aber die einträglichen Aemter in den Unterthanenlanden mehr am Herzen, als die evangelische Lehre. Andere sind für das Schicksal der im Kerker von Musso schmachtenden Gesandten besorgt. Die Mehrheit beschließt daher: „In allen Kirchen des Landes sollen die Mutter Gottes und die Heiligen verehrt, die Messe gefeiert, die Ohrenbeichte und die übrigen christlichen Gebräuche beobachtet werden. Zugleich sollen aber die Geistlichen das Evangelium und das Wort Gottes predigen." Die Landesväter hinkten auf beiden Seiten und wollten zwei Herren dienen. Sie befahlen Dinge, die sich gegenseitig ausschließen. Es versteht sich von selbst, daß auf dem bischöflichen Hofe großer Jubel herrschte über diesen schmachvollen Beschluß, dem die Stadt Chur das Siegel des Gotteshausbundes nicht anhängen wollte.

Viertes Kapitel.

Gallicius wird aus dem Engadin verwiesen. 1526.

Die katholische Partei segelte nun mit günstigem Winde vorwärts. Gegen den verhaßten Comander wagte sie nichts vorzunehmen, weil die Churer bereit standen, ihn mit blanken Waffen zu schirmen. Ihre Wuth richtete sich daher vor allen Dingen gegen unsern jungen Philipp in Camogask, welcher im Engadin keinen Schutz hoffen durfte. Wir ersehen daraus, daß Gallicius schon damals nächst Comander als die Hauptperson der evangelischen Partei galt. Es war an einem Märztage 1526, als der stattliche Flecken Zuz auf ungewöhnliche Weise belebt und aufgeregt war. Von allen Seiten strömten Volksschaaren herbei und drängten sich in das alterthümliche Rathhaus hinein. In der Gerichtsstube sitzt zu oberst an einem langen Tische der Landammann P. v. Planta, ein Abkömmling der alten Ursini von Rom. Zur Rechten und zur Linken haben zwölf Richter Platz genommen. Neben ihnen befinden sich der stolze Decan Bursella, der vornehme Pfarrer v. Salis von Zuz und der Pfarrer v. Rascher von Scanfs, ein schöner stattlicher Mann, dem die wissenschaftlichen Studien die Wangen nicht gebleicht hatten. Vor den Schranken des Tribunals steht demüthig, jedoch unverzagt, der junge

Kaplan von Camogask mit der Bibel in der Hand. Der Saal ist gedrängt voll. Manches kühne Augenpaar blitzt aus der Menge hervor. Mehrere hundert Personen, die zu spät gekommen, horchen in der Vorhalle und auf dem Platze auf den Ausgang der Sache. Gallicius wird als ein „gottloser Ketzer“ angeklagt. Er sagt jedoch mit lauter Stimme: „Ich bin bereit, von meiner Lehre Rechenschaft abzulegen und zu zeigen, daß ich nichts dem Worte Gottes zuwider gepredigt habe. Meine Ankläger sollen mich des Irrthums überweisen; dann werde ich davon abstehen und ihnen dafür dankbar sein.“ Es folgt ein tiefes Stillschweigen. Aller Augen richten sich auf die Meßpriester hin und erwarten den Beginn eines Religionsgespräches. Allein Niemand hat den Muth, den vom jungen Helden hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Die Obrigkeit fällt dennoch folgendes Urtheil: „Philipp Gallicius soll aus dem ganzen Engadin verbannt werden; wer ihm nur einen Heller schenkt oder Obdach gewährt, soll ohne Gnade um hundert Gulden gestraft werden.“ Auf jedem ehrlichen Gesichte spiegelt sich tiefe Entrüstung über diese ungerechte Sentenz. Martin Adam von Camogask, Philipps Verwandter, ein Enkel jenes Helden, der das Thal von dem Tyrannen auf Guardaval befreit hat, tritt vor die Richter hin und ruft mit zorniger Stimme: „Ich habe sechs Kreuzer in der Tasche, die will ich dem Küster geben, damit

er für die arme Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist, läute.“

An einem der folgenden Tage stand der Verbannte auf einem 7000 Fuß hohen Bergjoche, das mit tiefem Schnee bedeckt war. Gott war sein einziger Begleiter, die Bibel sein einziger Schatz. Nach Norden hinunter steigend, ging er neuen Gefahren entgegen. Denn überall wurden die Prediger des Evangeliums heftig verfolgt. Sein Landsmann Blasius in Malans wurde um diese Zeit auch aus dem Lande verwiesen, weil er Gott mehr gehorchte als den Menschen und die Messe, die in seinen vom heiligen Geist erleuchteten Augen ein Greuel war, nicht wieder einführen wollte. Es ist nicht bekannt, wo Gallicius eine Freistätte fand. — Er mußte jedoch nicht lange das bittere Brod des Exil's essen. Das rhätische Volk, welches angefangen hatte, die köstliche Freiheit der Kinder Gottes zu schmecken, verabscheute das römische Joch, welches der Bundestag ihm wieder auflegen wollte. Es entstand in mehrern Thälern eine gewaltige Gährung. Die Vorsteher, welche zur Unterdrückung der Gewissensfreiheit mitgewirkt hatten, schwebten an vielen Orten in großer Gefahr. Die Bauern standen im Begriffe die Fahnen zu lupfen. Da rief die Engadiner Obrigkeit den Gallicius aus der Verbannung zurück. Der Bundestag versammelte sich und verewigte sich durch die denkwürdigen Ilanzer-Artikel, welche nicht nur die

frühere Verordnung unbedingter Glaubensfreiheit erneuerten, sondern zugleich auch die weltliche Macht des Bischofes einschränkten, die Rechte des Volkes erweiterten, den Gemeinden die Wahl der Pfarrer und die Festsetzung ihrer Pfrundgehalte anheimstellten, den Klöstern die Aufnahme neuer Mitglieder untersagten und einen Theil ihrer reichen Einkünfte wohlthätigen Zwecken widmeten. Auch die katholischen Boten stimmten, mit Ausnahme desjenigen von Disentis, zu diesen Artikeln, um den Frieden und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Das war ein harter Schlag für die Anhänger des Papstthums. Nun war der Reformation Thür und Thor geöffnet. Voll Unwillen begab sich der Bischof Paul in's Tyrol und starb in der freiwilligen Verbannung.

Gallicius konnte nun wieder ungehindert seinen lieben Engadinern das lautere Evangelium predigen. Seine reformatorische Wirksamkeit beschränkte sich wahrscheinlich von nun an nicht mehr auf die kleine Gemeinde Camogask. Dem Drange seines Herzens folgend, ließ er ohne Zweifel sein Licht auch in den umliegenden Ortschaften leuchten. Auch im Münsterthal, wo seine Jugendfreunde lebten, scheint er am Sturze des Papstthums gearbeitet zu haben. Die Leute von Puntwyla, das nun am linken Ufer des Rhams liegt, erzählen noch jetzt, der Sohn des Schmieds habe in St. Maria und in andern Dörfern des Thales eine „neue Lehre" gepredigt.

Fünftes Kapitel.

Gallicius führt in Lavin und Guarda die Reformation ein und verheirathet sich 1529.

Im Jahre 1529 wurde Gallicius nach Lavin im Unterengadin berufen. Die Freunde des Evangeliums im unteren Innthale wünschten, daß der energische Mann bei ihnen der Reformation die Bahn breche. Seinen gewaltigen Predigten gelang es in kurzer Zeit, den Meßaltar aus der Kirche von Lavin zu entfernen. Mit der Messe, welche den göttlichen Heiland erniedrigt und den Priester erhöht, indem sie ihm die unerhörte Macht ertheilt, nach Belieben den Schöpfer, den ewigen Gott, in ein Stücklein Brod hinein zu bannen, müssen zugleich die übrigen Irrthümer und Mißbräuche fallen, die sich mit ihr in die christliche Kirche eingeschlichen hatten. Wo die Messe abgeschafft ist, da ist das Papstthum gestürzt und die Reformation eingeführt. — Im gleichen Jahre führte Gallicius auch in der benachbarten Gemeinde Guarda den evangelischen Gottesdienst ein. Von ihm wurden sonder Zweifel auch die beiden Priester Dietegen a Porta in Schuls und Wolf a Porta in Remüs belehrt und angespornt, welche bald nachher mit ihren Gemeinden sich von Rom lossagten.

Diese Siege des Evangeliums im Engadin gingen nicht ohne heftige Kämpfe vor sich. Viele Vorsteher

des Volkes waren abgesagte Feinde der Reformation. „Die Engadiner Magnaten," schrieb Comander 1529 dem St. Galler Reformator Vadian, „wollen das Licht des Evangeliums nicht einmal durch eine kleine Spalte hereinlassen." Sie wußten wohl, daß die Freiheit des Geistes vom Joche des Papstthums auch andere Freiheiten mit sich bringe, die der Willkür Schranken setzen. Ein aufgeklärtes, seiner Rechte sich bewußtes Volk läßt sich nicht so leicht am Gengelband führen, wie ein unwissender Pöbel. Wer behauptet, die Einführung der Reformation in Graubünden sei nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, kennt die Geschichte sehr schlecht. Die Männer Gottes, denen wir die Wiedergeburt der rhätischen Kirche verdanken, mußten auf einem dornenvollen Pfade wandeln, und gleichsam mit „offenen Augen" schlafen, damit die dem Herrn gewonnenen Seelen nicht wieder abwendig gemacht würden. „Wir sind von Löwen, Pardern, Tigern, Bären, Basilisken und Schlangen umgeben, die uns überall nachstellen," klagte 1527 Comander seinem Freunde Vadian.

Gallicius ließ sich durch keine Gefahr abschrecken. Während er in Lavin wirkte, wagte er es sogar, öffentlich in den Ehestand zu treten. Seine Gattin Ursula Campell stammte aus einem altadeligen Geschlechte, war aber arm an zeitlichen Glücksgütern. Obschon die Ehe der Geistlichen im göttlichen Sitten=

gesetze gegründet ist und das Eheverbot in der heil. Schrift eine Teufelslehre genannt wird; obschon der sogenannte Apostelfürst Petrus, auf dem die päpstliche Kirche sich stützt, verheirathet war; obschon den Geistlichen der ersten christlichen Jahrhunderte die Ehe erlaubt war und u. a. der Bischof Paschalis in Chur eine Gattin hatte, welche das Kloster Katzis stiftete: so brach dennoch gegen den armen Gallicius seiner Verehelichung wegen ein gewaltiger Sturm los. Er war seines Lebens nicht mehr sicher. Mit der jungen Gattin am Arm und der Bibel in der Tasche stieg der schwergeprüfte Mann zum zweiten Male zu den hohen Schneebergen empor, um jenseits derselben ein sicheres Asyl zu suchen. Die jungen verfolgten Eheleute verzagten nicht auf ihrer Wanderung. Der Herr der Heerschaaren war ihr Stecken und Stab. Gallicius suchte nicht nur eine Zufluchtsstätte, sondern ein neues Arbeitsfeld.

Sechstes Kapitel.

Gallicius in Langwies.

Kaum dem Tode entronnen, pflanzte er alsobald das Panier der Reformation in Langwies, zu hinterst im schluchtenreichen Schanfigg-Thal an den Quellen der wilden Plessur wieder auf. Allein auch hier war er seines Lebens nicht sicher. War unser Philipp etwa ein heftiger, tollkühner Mann, daß er sich überall

Verfolgungen zuzog? Keineswegs. Es wird ihm vielmehr nachgerühmt, daß er mit seltener Vorsicht und gewinnender Milde zu Werke ging. Jesus Christus ist auch verfolgt worden, obschon er sanftmüthig und von Herzen demüthig war. Die Anhänger des Papstthums ruhten nimmer, obschon der Abt Theodor Schlegel, der Urheber aller listigen Anschläge zur Ausrottung des Protestantismus in den III Bünden, 1529 ein tragisches Ende genommen hatte. Er wurde zu Chur öffentlich enthauptet.

Den Grund zu seiner Verurtheilung gab ein geheimer Briefwechsel, den er mit dem Kastellan von Musso, dem Erzfeinde des Vaterlandes, gepflogen. Es wurde ihm der Plan zur Last gelegt, den Bruder Medigins, welcher später unter dem Namen Pius IV Papst wurde, auf den Bischofsstuhl von Chur zu befördern und mit Hülfe des Kastellans, Oestreichs und der katholischen Eidgenossen die Reformation in Bünden auszurotten.

Siebentes Kapitel.

Gallicius wird nach Scharans im Domleschg berufen. 1531.

Unter den hundert vielfach durcheinander verschlungenen Thälern Hohenrhätiens nimmt das Domleschg eine der ersten Stellen ein. Aus Obstbaumhainen ragen zahlreiche Kirchthürme hervor und von den

Höhen schauen viele malerische Burgruinen auf die Ebene herunter. Die alten Tuscier, welche 500 Jahre vor Christi Geburt unter Anführung des Rhätus hier eine neue Heimath gefunden, nannten die Gegend wegen ihres milden Klima's Vallis domestica, d. h. zahmes Thal, woraus der Name Domleschg entstanden ist. Da, wo die Albula ihre klaren Fluthen mit dem trüben Wasser des Hinterrheins vermischt, liegt das Dorf Scharans. Im Jahre 1531 raffte die Pest den größern Theil der Einwohner hin. Der Würgengel drang auch in das stille Pfarrhaus. Der schongenannte Ulrich von Marmels, ein frommer und gelehrter Mann, Sprößling einer alt adeligen Familie, welcher das Vaterland manchen verdienstvollen Mann verdankt, hatte schon seit einigen Jahren seine Gemeinde im Stillen reformirt, und die Götzen, wenn auch noch nicht aus der Kirche, doch aus vielen Herzen verdrängt durch die Predigt der reinen Christuslehre. Auf seinem Sterbebette rieth er seinen Pfarrkindern, den Philipp Gallicius zu seinem Nachfolger zu wählen. Dieser folgte dem Rufe gerne, weil in Schanfigg sein Leben fortwährend in Gefahr schwebte. Der dornenvolle Weg, auf dem die Hand des Herrn ihn bisher geführt, verwandelte sich jedoch auch im schönen Domleschg nicht in einen Blumenpfad. Er mußte hier mitten in dem fruchtbaren, von den Segnungen Gottes triefenden Thale mit Weib und Kind

oft Hunger und Mangel leiden. Die meisten reformirten Gemeinden machten von dem Rechte, das Pfrundeinkommen nach Belieben festzusetzen, welches die Ilanzer-Artikel ihnen zugesprochen, keinen edlen Gebrauch. Sie gaben ihren Geistlichen, welche keine Beichtpfennige und Meßgelder und keine Tauf-Leichen- und Hochzeittaxen mehr bezogen, armselige Jahrgehalte von 60—100 Gulden. Da und dort setzten noch die sogenannten „Kronenfresser", welche zum Verderben des Vaterlandes von fremden Fürsten Geld empfingen, eine Verminderung der Pfrundgehalte durch, weil die evangelischen Prediger nach Zwingli's Beispiel gegen das Pensionenwesen eiferten. Bittere Noth war daher das Loos der meisten reformirten Pfarrer in Bünden. Um mit ihren Familien nicht zu verhungern, mußten sie das Feld bebauen, das Vieh füttern und mit Handthierungen sich befassen, welche dem Segen und der Würde ihres Amtes großen Abbruch thaten.

In einer elenden Hütte, in welcher Alles fehlte, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, mußten Gallicius, seine Gattin und zarten Kinder in Scharans ihren Hunger oft mit rohen Früchten stillen. Wochen lang sahen sie kein Stücklein Brod auf ihrem Tische und Fleisch nur zur größten Seltenheit. Ungeschmalzenes Kraut war fast ihre einzige Nahrung. Die Kleider, welche sie des Tages trugen, mußten ihnen des Nachts als Decken dienen. Sie hätten vor

Hunger und Mangel verkommen müssen, wenn nicht zwei vornehme Herren aus der Nachbarschaft, Travers und Jeklin, sie von Zeit zu Zeit mit Speise und Trank erquickt hätten. Da waren die Trostpsalmen nöthig und die Verheißungen des Evangeliums, um vom Pfluge nicht hinter sich zu schauen. Wer darf es dem armen Philipp verargen, daß er seinem Freunde Bullinger in Zürich klagte: „Ich werde es hier kaum länger aushalten können.“ Auch Comander und Joh. Blasius, der von Malans nach Chur berufen worden war, führen in ihren Briefen aus dieser Zeit schwere Klagen über die schmähliche Undankbarkeit und Verkehrtheit des Volkes, welches früher die Priester, die ihnen Fabeln erzählten, so reichlich besoldete, daß sie herrlich und in Freuden leben konnten, und nun die Prediger der seligmachenden Wahrheit fast verhungern ließ. „Wenn es so fortgeht,“ sagte eines Tages Comander, „so werden nach meinem Tode meine Gattin und Kinder den Bettelstab ergreifen müssen.“ Die Freunde der fremden Kriegsdienste und Pensionen und des daher rührenden liederlichen Lebens, hatten es nämlich durchgesetzt, daß ihm, der auch eine sittliche Wiedergeburt des Volks anstrebte, zwanzig Gulden von dem armseligen Jahrgehalte abgezogen wurden.

Bullinger mußte die beiden Pfarrer von Chur, die in schwachen Augenblicken von Niederlegung des Amtes redeten, ernstlich ermahnen, in der Treue zum

Herrn auszuharren bis an's Ende. Um die Verdienste unserer rhätischen Reformatoren gehörig würdigen zu können, dürfen wer die inneren Kämpfe, welche sie durchkämpfen mußten, nicht übersehen. Die von den Römischkatholischen ausgehenden Stürme waren der guten Sache eher nützlich als schädlich. Sie stärkten die Wurzeln des jungen Reformationsbaumes und entfalteten seine Zweige. Die Undankbarkeit der reformirten Gemeinden gegen ihre Seelsorger hingegen, und die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, die wieder in vielen Herzen sich einnistete, nachdem das Feuer der ersten Begeisterung erloschen war, und das Gold der fremden Fürsten, welches auch für viele Protestanten einen mächtigern Reiz hatte, als die unvergänglichen Schätze des Evangeliums, drohten der jungen reformirten Kirche in den III Bünden den Untergang. Es schützte sie jedoch eine höhere, allmächtige Hand, und ein unsichtbarer Hüter, der nicht schläft noch schlummert, behütete sie.

Achtes Kapitel.

Gallicius kehrt in's Engadin zurück, muß aber dasselbe bald wieder verlassen. 1535.

Im J. 1535 treffen wir Gallicius wieder an den Ufern des Inns, von wo der römische Fanatismus ihn schon zweimal vertrieben hatte. Hunger und

Mangel konnten ihn wohl von Scharans, aber nicht aus dem Dienste der evangelischen Kirche entfernen. Seine Gegenwart im Engadin war sehr nothwendig. Die beiden a Porta, denen sich Pfarrer Flura in Guarda und Pfarrer Sdratsch in Ardez angeschlossen hatten, waren durch Volkstumulte eingeschüchtert und beinahe zum Schweigen gebracht worden. Wir sind weit entfernt, sie deshalb anklagen und verurtheilen zu wollen. Es ist nicht Jedermanns Ding, von Anfang an in allen Sturmen unentwegt dazustehen. Auch Luther ist nicht in Einem Tage ein unerschütterlicher Felsenmann geworden. Es ist bekannt, daß er einmal versprach zu schweigen, d. h. den Kampf gegen den Irrthum aufzugeben, unter der Bedingung, daß seine Widersacher ihn in Ruhe lassen. Nur nach und nach erstarkt die Eiche in den Stürmen. Wo ist der Mensch, der auf seinem Lebenswege nur Siege errungen und keine Niederlagen erlitten hat?

Gallicius entfaltet abermals kühn das Banner der Gewissensfreiheit im Unterengadin. Muthig ergreift er das Ruder des sinkenden Schiffleins und steuert mit Kraft und Gewandtheit durch die schäumenden Wogen. Er zieht von Dorf zu Dorf und stärkt die wankenden Brüder. Wo die Kirche ihm nicht geöffnet wird, versammelt er die Einwohner in einem Privathause um sich und gewinnt dem Herrn viele Seelen durch seine überzeugende Beredtsamkeit und die

ihm eigene Milde, welche Steine erweichen konnte. Es bricht jedoch neuerdings eine heftige Verfolgung gegen ihn aus. Dorfkönige und Meßpriester schelten ihn einen „ketzerischen Unruhstifter" und ruhen nicht, bis er wieder den Wanderstab ergreift. Zum zweiten Mal nimmt er mit thränenden Augen von seinem geliebten Lavin Abschied. Zum dritten Mal muß er das schöne Engadin meiden, wo er sich so selig fühlte, wenn er in andächtigen Versammlungen in seiner ladinischen Muttersprache die frohe Botschaft des Evangeliums verkündigen konnte.

Gott führte ihn (1537) nach Malans in der rebenbekränzten Herrschaft. Sein Landsmann und Geistesbruder Joh. Blasius hatte in dieser Gemeinde die Bollwerke des Papstthums bereits niedergerissen. Es galt nun, auf den Trümmern desselben das Reich Gottes aufzubauen. Darauf verstand sich Gallicius eben so gut, als auf's Umstürzen.

Das Jahr 1537 nimmt in der Entwicklungsgeschichte der evangelischen Geschichte Rhätiens eine wichtige Stelle ein. Comander, Gallicius, Blasius und die übrigen Vorkämpfer der evangelischen Lehre waren Ein Herz und Eine Seele. Auch die meisten Gemeinden, welche sich von Rom losgesagt hatten, waren durch die heiligen Bande des Glaubens und der Liebe fest mit einander verbunden. Deshalb dachte man in den ersten Jahren des schönen Aufschwunges

an keine äußere Kirchenverfassung. Um's Jahr 1537 hatten jedoch der kräftige Heinrich Spreiter, der fromme und gelehrte Ulrich von Marmels und andere treue Diener des Evangeliums bereits das Zeitliche gesegnet. Sie konnten nicht durch gleichgesinnte tüchtige Männer ersetzt werden. Im Hinblicke auf die bittere Noth, womit die reformirten Pfarrer zu kämpfen hatten, wollte sich nämlich fast Niemand dem geistlichen Stande widmen. Unter den Ausländern, zu denen man aus diesem Grunde die Zuflucht nehmen mußte, befanden sich nicht selten unwürdige Subjecte. Diese und jene selbstherrliche Gemeinde, in welcher die entscheidende Mehrheit mit dem päpstlichen Kleide nicht zugleich auch den alten Menschen ausgezogen hatte, wählte ohne Rücksicht auf Bildung und sittlichen Charakter denjenigen zu ihrem Geistlichen, welcher mit dem kleinsten Pfrundgehalt vorlieb nahm. Um diesen Uebelständen bestmöglichst abzuhelfen, verlangten und erhielten Comander, Gallicius und ihre Amtsbrüder, denen das Gedeihen der Reformation am Herzen lag, im Jenner 1537 vom rhätischen Bundestage die Befugniß, sich alljährlich als Synode zu versammeln, die Lehre und den Wandel jedes reformirten Pfarrers der Censur zu unterwerfen und die zur Aufnahme in den Kirchendienst sich Meldenden zu prüfen.

Nach diesem wichtigen Siege über die inneren Ge-

fahren konnten die Streiter Christi ihre Waffen nun wieder gegen die äußeren Feinde richten, welche sich im Engadin zu einem neuen Angriffe auf die evangelische Kirche rüsteten.

Neuntes Kapitel.

Disputation in Süs 1537.

Unter den vielen schmucken Dörfern des Innthals spielte Süs in der Reformationsgeschichte die wichtigste Rolle. Es liegt am Fuße des hohen Fluelapasses. Mehrere Burgruinen auf nahen Hügeln erinnern an die blutigen Kämpfe, welche das Volk in den schlimmen Tagen des Faustwesens mit grausamen Tyrannen zu bestehen hatte. Unter den Familien von Süs behaupteten die Campell, deren Stammburg im Domleschg von einer Anhöhe in die schäumende Albula hinunter schaut, den ersten Rang. Caspar Campell, ein geachteter Vorsteher der Gemeinde, hatte das Evangelium liebgewonnen, als Gallicius dasselbe im nahen Lavin mit hinreißender Beredtsamkeit verkündigte. Er besuchte nicht mehr die Messe. In seinem Hause bildete sich eine kleine Gemeinde, welcher er das Neue Testament vorlas und erklärte. Sein Sohn Huldrich hatte Theologie studirt, sich der evangelischen Partei angeschlossen und verheirathet. Da er jedoch gesehen, wie wichtig zur Bekämpfung der Irrthümer

der katholischen Kirche die Kenntniß der alten Sprachen sei, war er auf die Hochschule zurückgekehrt, um sich in denselben zu vervollkommnen. Während seiner Abwesenheit gebar seine Gattin ein schwaches Kindlein. Da der alte Campell dasselbe nicht von dem Meßpriester, der aus Haß ihm die Grüße nicht erwiederte, wollte taufen lassen, und die Hebammentaufe für schriftwidrig hielt, auch kein reformirter Geistlicher in der Nähe war, so vollzog er selbst die Taufe.

Deswegen entsteht ein furchtbarer Volkstumult. Dem Kinde, das bald nach der Taufe gestorben, wird ein Ruheplätzchen auf dem Gottesacker verweigert. Es ertönt die Sturmglocke. Alles strömt bewaffnet nach dem Rathhause. Auch Campell nimmt sein Schwert, das seit dem Schwabenkriege in der Scheide geruht, von der Wand und eilt dahin. Seine Feinde schreien: „Der Ketzer hat schon lange verdient, vom Erdboden vertilgt zu werden. Durch seine Schuld ist die arme Seele eines unschuldigen Kindleins verloren gegangen." Sie wollen mit ihren Mordwaffen auf ihn losstürzen. Da zückt auch er das Schwert, um sich durch den wüthenden Haufen eine Gasse zu machen. Nur mit großer Mühe können einige entschiedene Männer das Blutvergießen verhindern. Die Anhänger des Papstthums begaben sich hierauf zum Amtslandammann Conradin v. Planta in Zernez, der als

ein erklärter Feind der Reformation bekannt war, und verlangten von ihm, daß er zur Verfolgung Campells seinen weltlichen Arm leihe. Dieser verklagte alsobald den gefährlichen Ketzer in einer Versammlung der Abgeordneten des Gotteshausbundes. Die Landesväter zeigten jedoch wenig Lust, sich mit dem theologischen Streithandel zu befassen und übertrugen dem Decan Bursella in Camogask die Entscheidung desselben. Die Meßpriester und ihr Anhang fanden aber rathsamer, die Sache durch eine öffentliche Disputation zu entscheiden. Petronius Bardus, Pfarrer in Zuz, ein Meister in der spitzfindigen Disputirkunst mit Scheingründen und Trugschlüssen, versprach sich einen leichten und glänzenden Sieg über die reformirten Engadiner Prediger, unter welchen seit dem Wegzuge des gefürchteten Gallicius sich kein hervorragender Mann mehr befand. Der Landammann im Schlosse Wildenberg ordnete mit großer Bereitwilligkeit das Religionsgespräch an. Es wurde dazu absichtlich Süs gewählt, wo die Aufregung des Volkes sich noch nicht gelegt hatte, und der 27. December (1537), damit, theils wegen der Nähe des Weihnachtsfestes, theils wegen der Lawinengefahr auf den hohen Alpenpässen den Evangelischen von jenseits der Berge Niemand zu Hülfe kommen könne. An die Gemeinden des Ober- und Unterengadins erging die Einladung, Abgeordnete zur Disputation zu schicken. Am Vorabende der

zweiten Geisterschlacht im rhätischen Feldzuge gegen Rom langten die Meßpriester in der Wohnung des Ortspfarrers Schegg in Süs an, welcher sie mit folgenden Worten empfing: „Willkommen, liebe Amtsbrüder! Seid nur guten Muthes. So lange ihr mit der Schrift zu fechten habt, will ich Euch machen lassen; wenn es aber zum Handgemenge kommt, so lasset nur mich machen; ich habe meines tapfern Bruders Degen, der auf beiden Seiten schneidet wie ein Scheermesser." Das Schwert, welches auf der Malserhaide im Kampfe für die Freiheit die Bluttaufe erhalten hatte, sollte also in Süs die römische Tyrannei vertheidigen! Am gleichen Abend trafen auch die wenigen evangelischen Prediger des Unterengadins ein. Diese blickten ängstlich zu den Höhen des Fluela empor, als wenn sie von dort Hülfe erwarteten. Die Hülfe kam. Durch den tiefen Schnee schritten muthig vier schwarzgekleidete Männer herunter. Es war unser Philipp und die Pfarrer der drei Hauptorte Bündens, Blasius von Chur, Brun von Ilanz und Fabricius von Davos. Ein Eilbote hatte die Kunde von der bevorstehenden Disputation zu Gallicius nach Malans gebracht. Die kühnen Streiter Christi ließen sich durch die Lawinengefahr und die Schneestürme nicht abschrecken. In Campells gastlichem Hause konnten sie von den Strapatzen der gefahrvollen Bergreise ausruhen.

Wir versetzen uns nun im Geiste auf den Platz vor der Kirche. Da sind mehrere Hundert Ober- und Unterengadiner versammelt, silberlockige Greise, blühende Jünglinge und kräftige Männer. Auch ehrwürdige Matronen, Frauen und Mädchen mit braunen Gesichtern stehen in der bunten Volksmenge. Manche Süser hatten nach dem Beispiele ihres Seelenhirten Mordwaffen gerüstet. Die Obrigkeit verordnete jedoch, es dürfe Niemand mit einem Degen oder Dolche oder andern eisernen Waffen die Kirche betreten. Die harrende Menge macht nun Platz. Die Abgeordneten der Gemeinden langen an. Ein langer, imponirender Zug. Es befinden sich darunter Helden, die im Schwabenkriege, in den italienischen Feldzügen und in den beiden Müsserkriegen gekämpft hatten. Voran schreitet würdevoll Johannes Planta von Wildenberg, Bruder des Amtslandammann's Conradin, welcher wegen Krankheit zu Hause bleiben mußte. Auf ihn folgt Johannes Travers von Zuz, der weiseste Staatsmann der drei Bünde, der in den Kriegen gegen Medigin die siegreichen rhätischen Truppen angeführt hatte. Auch unter den übrigen Vorstehern des Volks erblikken wir noch manchen Mann von hohem Range. Nun erscheint in stolzer Haltung der Pfarrer von Zuz, Bardus Petronius, die Hoffnung der Altgläubigen, der an diesem Tage die Bischofsmütze zu verdienen hofft. Er ist vom Pfarrer Rascher in Scanf's und

vielen andern Meßpriestern umgeben. Ihnen folgt der bescheidene, aber zugleich festauftretende Gallicius mit seinen Collegen. In der vollgedrängten Kirche sollen nun für das Engadin die wichtigen Fragen, welche einen großen Theil Europas bewegten und aufregten, mit geistigen Waffen entschieden werden. Auf der einen Seite standen die Vertheidiger der alten ausgearteten Kirche des Mittelalters, auf der andern Seite die Männer, welche die apostolische Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellen wollten. Einer großen entscheidenden Hauptschlacht pflegen Vorgefechte voran zu gehen. Das war auch in Süs der Fall.

Zwei ganze Tage stritt man über die Zahl und Reihenfolge der Lehrsätze, über die disputirt werden sollte, so wie über Zulassung der Beweise. Die Evangelischen wollten nur Beweise aus der heil. Schrift gelten lassen, die Katholischen dagegen verlangten, daß auch Belege aus der mündlichen Ueberlieferung zugelassen würden. Gallicius und seine Amtsbrüder wollten zuerst über die christliche Kirche und andere Hauptunterscheidungslehren sprechen. Petronius bestand aber hartnäckig darauf, daß vor allen Dingen über die Hebammentaufe disputirt werde. Er wußte wohl, daß das Volk, welches Kinder, die ohne Taufe sterben, für verloren hielt, seine Gründe für die Hebammentaufe mit lautem Beifalle unterstützen werde. Als die

Evangelischen nicht einwilligten, stand er zornig auf und drohte wegzugehen. Seine Kampflust war durch die unerwartete Erscheinung des Malanser Prädikanten bedeutend gedämpft worden. Er suchte einen passenden Vorwand, nicht in's Feuer zu gehen. Die reformirten Pfarrer wollten jedoch nicht unverrichteter Dinge über die Berge zurückkehren. Sie stellten die Entscheidung den politischen Abgeordneten anheim, obschon sie wußten, daß die Mehrzahl derselben der Reformation abhold war. So groß war ihr Vertrauen auf die gute Sache, welche sie vertheidigen wollten. Offenbar unter dem Einflusse des trefflichen Travers, der vielleicht schon damals mit Bullinger in Briefwechsel stand, obschon er noch die Messe besuchte, wurde dann von diesen festgesetzt, es solle zuerst über den Artikel von der christlichen Kirche und dann über die Hebammentaufe und zwar ausschließlich mit Zeugnissen der heiligen Schrift disputirt werden.

Am dritten Tage beginnt nun der Hauptkampf, der eine ganze Woche mit Hartnäckigkeit fortgesetzt wird. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend puffen die Geister auf einander, damit die Wahrheit an den Tag käme. Man gönnt sich kaum Zeit zum Essen. Die zahlreichen Zuhörer sind unermüdlich wie die Redner. Petronius sucht mit langen, schwülstigen Reden die Richter und das Volk zu ermüden. So oft die Reihe an ihn kommt, spricht er fast zwei Stun-

den lang, nie weniger als eine Stunde. Wenn ihm keine Vernunftgründe und Bibelstellen zu Gebote stehen, nimmt er zu rohen Beschimpfungen seine Zuflucht, nennt seine Gegner armselige Pfäfflein, elende Gaukler, Betrüger und Verführer, vor denen selbst die neugebornen Kindlein nicht mehr sicher wären. Von der heil. Schrift, in welcher er sehr schlecht bewandert ist, schweift er oft in das Gebiet der Legenden und Fabeln hinüber, und fordert blinden Gehorsam gegen die Kirche, ohne sich um das Wort Gottes zu bekümmern. Wenn Jemand ihn ermahnt, in den vorgeschriebenen Schranken zu bleiben, droht er wegzugehen. Findet ein Evangelischer nothwendig, eine Bibelstelle im griechischen oder hebräischen Grundtexte anzuführen, so erhebt er ein schallendes Hohngelächter und sagt: „Die armseligen Pfäfflein haben irgendwo zwei oder drei griechische und hebräische Buchstaben von der Wand geleckt und machen sich nun damit groß.“ Sein hochfahrendes rohes und leidenschaftliches Auftreten macht nicht nur auf die Evangelischen, sondern auch auf viele Katholiken einen höchst ungünstigen Eindruck. Das würdige taktvolle Benehmen des Gallicius wird dagegen allgemein bewundert und gelobt. Er spricht bald mit hohem Aufschwunge wie Luther, bald mit ruhiger Klarheit, wie Zwingli, jetzt mit der Kraft des Apostel Paulus, dann mit der Milde des Lieblingsjüngers Jesu. Jeder empfängliche Zuhörer wird er-

leuchtet, überzeugt, hingerissen und für die Wahrheit begeistert. Die Lehre von der christlichen Kirche stellt der Mann Gottes, wie Comander eilf Jahre früher in Ilanz, so meisterhaft dar, daß die Gegner nichts dagegen einzuwenden wissen. Am längsten dauerte der Streit über die durch Hebammen vorzunehmende Nothtaufe. Da hatten die katholischen Redner die Frauen auf ihrer Seite. Es schmeichelte den letztern, als bemerkt wurde, die Weiber seien in den Augen Gottes nicht geringer als die Männer, sie können die Taufe so gut verrichten wie die Männer. Zu den Frauen gewendet, rief Petronius mit ungeheurem Pathos: „Kommet allezeit den sterbenden Kindlein mit der Taufe zu Hülfe, um sie dadurch dem Rachen des dreiköpfigen Höllenhundes zu entreißen. Diejenigen, welche dieß nicht thun, sind grausamer, als die Juden und Türken. Taufet also, ihr Frauen! taufet! taufet! und lasset euch nicht irre machen.“ Bei diesen Worten machten viele Weiber ein so tiefes beifallbezeugendes Kompliment, daß ihr Kinn die Brust berührte. Gallicius und seine Collegen erklärten, daß die Taufe durch Niemand anders als durch die ordinirten Geistlichen verrichtet werden dürfe; daß nicht der Mangel, sondern die Verachtung der Taufe verdammlich sei und daß die Seligkeit des Menschen nicht von der äußeren Wassertaufe abhänge. Es gelang ihnen jedoch nicht, die horchende Versammlung davon zu überzeugen. Die

Meinung, daß ein ungetauftes Kind nicht selig werden könne, spukt noch in unseren Tagen auch in manchem protestantischen Kopfe, obschon sie mit einer richtigen Vorstellung von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist. Die siebentägige Disputation war größtentheils nur ein Zweikampf zwischen Gallicius und Petronius. Rascher ereiferte sich nicht; er war ein sanfter Mann, welcher nichts anderes wünschte, als seine fette Pfründe im Frieden verzehren zu können. Von Schegg wissen wir bereits, daß er nicht ein „Ritter des Geistes" war. Auch die übrigen Meßpriester fanden es nicht rathsam, gegen den „diamantenen" Ritter Philipp Lanzen zu brechen. Dagegen mischten sich einige Gemeindevorsteher öfters in den Kampf, indem sie allerlei spitzfindige Fragen an die Evangelischen richteten. Blasius, Brun, Fabricius und die reformirten Prediger des Unterengadin's ergriffen nur dann und wann das Wort, um das von Gallicius Vorgebrachte zu bestätigen. Sie zeichneten sich alle durch edle Mäßigung aus. Nur Pfarrer Dietegen a Porta von Schuls ließ sich einmal vom Zorne hinreißen. „Schweige Petronius," rief er mit Heftigkeit, „höre einmal auf, redliche Männer zu beschimpfen. Wir sind allerdings arm, dürftig und mager, ihr dagegen seid wohlgenährt, fett und mehr als billig dick, wie Alle sehen können. Aber wir beklagen unser Loos keineswegs, denn wir achten die

Schmach Christi für größeren Reichthum als die Schätze Aegyptens. Wenn du nicht aufhörst, zu schmähen, wirst du für deine Lästerzunge bald deinen Lohn bekommen." Diese letzten Worte hielten Manche für eine Weissagung, weil Petronius später in Feldkirch, wohin er von Zuz gezogen war, in einem von den Mönchen erregten Tumulte erschlagen wurde.

Gallicius, der sich auf dem Berge eine starke Erkältung zugezogen, hatte ein schweres Stück Arbeit, eine ganze Woche in der kalten Kirche mit Petronius zu disputiren, der ein wahrer Docktor Eck im Kleinen war. „In meinem ganzen Leben," sagte er später zu seinen Freunden, „ist mir nichts so sauer geworden, als mit diesem spitzfindigen Zungendrescher zu streiten. Er war ein wahrer Sammelplatz aller römischkatholischen Irrthümer." Am Schlusse der Disputation, die sich noch über andere Glaubensartikel erstreckte, richtete Gallicius im Namen der Evangelischen an die Abgeordneten der Gemeinden, von denen sich nur wenige unparteiisch zeigten, noch folgende ernste Worte: „Unsertwegen, ihr Herren, könnt ihr nun beschließen, was ihr wollet. Bedenket jedoch die Rechenschaft, die ihr einst vor Gott ablegen müsset. Wir werden vom Worte Gottes keinen Finger breit abweichen."

Es wäre leichter gewesen, einen Berg zu versetzen, als unsern Philipp von der Bahn der Reformation abzubringen.

Der Richterspruch, den wir füglich dem Einflusse des Joh. Travers zuschreiben dürfen, lautete also: „Jedermann kann frei und ungehindert dasjenige glauben, was nach seiner Meinung göttlichen Ursprunges ist und was er vor Gott zu verantworten sich getraut. Neugeborne Kinder, die dem Tode nahe zu sein scheinen, sollen von ordinirten Geistlichen, wenn keine solche vorhanden sind, von betagten, würdigen Männern, und nur, wenn auch keine solche sich in der Nähe befinden, von Frauen getauft werden, damit sie nicht ungetauft abscheiden." Durch diesen denkwürdigen Spruch war auch im Innthale der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit gebahnt. Die Ketten des Papstthums waren gesprengt, die Geisterfreiheit war errungen, die Gewissen wurden frei. Nachdenkend kehrten die Volksschaaren in ihre Dörfer zurück. Das von Gallicius verkündigte Wort Gottes hatte viele Herzen entzündet, welche zu Hause wieder andere Seelen in Brand setzten. Die evangelischen Prediger konnten nun auf der Höhe des Fluela einen Dank- und Siegespsalm anstimmen und ihren Glaubensgenossen in den deutschen Landen eine frohe Botschaft aus dem Engadin bringen. Noch im gleichen Jahre gelang es dem Pfarrer Sdratsch in Ardez, den Meßaltar aus der Kirche zu entfernen.

Zehntes Kapitel.

Gallicius wird Lehrer an der paritätischen Landes-Schule in Chur. 1539.

Für die treuen Streiter Christi war es jedoch noch lange nicht Zeit, die Hände in den Schooß zu legen und auf den Lorbeeren auszuruhen. Die fetten Meßpriester hatten das junge Volk ohne Pflege wie die Bäume im Walde wild aufwachsen lassen. Der Unwissenheit, dieser starken Bundesgenossin Roms, mußte man nun zu Leibe gehen durch Errichtung guter Schulen.

Wie Luther, Zwingli und ihre Mitarbeiter, so begriffen auch Comander, Gallicius und ihre Freunde, daß man, um der Reformation festen Halt zu geben, auf die Jugend wirken und die Schulen vervollkommnen müsse. Schon 1526 hatte der Bundestag zu Ilanz, wie oben erzählt wurde, den Klöstern, welche dergestalt ausgeartet waren, daß ein Schriftsteller dasjenige von Katzis eine „Synagoge des Satans" nannte, die Aufnahme neuer Mitglieder untersagt und einen Theil ihrer reichen Einkünfte wohlthätigen Zwekken gewidmet. Jeder der drei Bünde konnte nach Belieben über die auf seinem Gebiete liegenden Klostergüter verfügen. Gemeinnütziger als in den zwei andern Bünden, die solche Güter (wahrscheinlich jedoch auch zum Behufe milder Zwecke) auf die einzelnen

Gemeinden austheilten, ward im Jahre 1539 vom Gotteshausbund, mit Zustimmung der übrigen, aus den Einkünften zweier in Chur befindlichen Stiftungen (St. Luzi und St. Nicolai) für die Jugend beider Glaubensbekenntnisse aus allen Landestheilen eine gemeinsame höhere Lehranstalt ausgestattet, nachdem die wenigen noch lebenden Klosterbewohner durch gütlichen Austrag abgefunden waren. Die Reformation war allenthalben im engen Bunde mit der Wissenschaft in die Welt getreten und zeichnete sich durch Verbindung des Wissens mit der Frömmigkeit aus. Der gefeierte Prediger in Malans legte auf diese Schule einen so hohen Werth, daß er für einige Zeit die Kanzel mit einem Lehrstuhle in derselben vertauschte. Zum Rector der Anstalt wurde der gelehrte und fromme Johannes Pontisella aus dem Bergell erkoren. Sein Vater († 1529), Doktor beider Rechte, Held im Schwabenkriege, Domherr auf dem bischöflichen Hofe, hatte sich an der Ilanzer Disputation auf die Seite der Evangelischen gestellt. Als Lehrer in dieser öffentlichen Landesschule, die sich gleich Anfangs eines starken Besuches erfreute und etwa achtzig Jahre lang in Rhätien Licht verbreitete, wirkte ferner der schon erwähnte berühmte Philologe und gekrönte Dichter Simeon Lemnius aus dem Münsterthale, Verwandter des Gallicius. Er hat den Schwabenkrieg, in welchem sein Vater mitgekämpft, in la-

teinischen Versen beschrieben. In ihm war jedoch die Gelehrsamkeit nicht mit Frömmigkeit gepaart. „Schade, daß er ein besserer Dichter als Christ war“ sagt Campell von ihm. Als Student von Wittemberg hatte er seine satyrische Feder auch gegen Luther, Melanchton und den Churfürsten gerichtet, weßwegen er von dort vertrieben wurde.

Zur Gründung der Schule in Chur hatte auch Bullinger in Zürich eifrig mitgewirkt. Für manche Leser wird es nicht überflüssig sein, daß wir hier einige Worte über den schon öfters erwähnten Bullinger einschalten.

Nach dem verhängnißvollen 31. October 1531, an dem Zwingli seine Ueberzeugung zu Cappel mit dem Tode besiegelte, wurde der Siegeslauf der Reformation in der östlichen Schweiz für immer unterbrochen. Ganze Gegenden wurden mit Gewalt wieder in den Schooß der päpstlichen Kirche zurückgeführt. Es handelte sich nicht mehr darum, neue Eroberungen zu machen, sondern nur noch, das Errungene nicht gänzlich zu verlieren. Heinrich Bullinger war hauptsächlich von der Vorsehung berufen, als Nachfolger Zwingli's diese schwierige Aufgabe durch seine Weisheit und seltene Charakterfestigkeit lösen zu helfen.

Seine Wirksamkeit beschränkte sich jedoch nicht auf Zürich. Da die Ungunst der Zeiten in seiner nächsten Umgebung keine neuen Siege über Rom gestattete, so

richtete er seine Blicke bald nach der französischen Schweiz, bald nach Hohenrhätien, überall die Vorkämpfer der Reformation mit Rath und That unterstützend und zu heiligem Eifer für die Sache des Herrn entflammend.

Bullinger, eine der herrlichsten Erscheinungen in der Schweizergeschichte, war die starke, sturmerprobte Wettertanne, unter deren immergrünem Dache auch Comander, Blasius, Gallicius und andere Männer Gottes in den drei Bünden in allen Kämpfen und Nöthen ihres bewegten Lebens Schutz und Schirm suchten und fanden. Um dem Mangel an tüchtigen evangelischen Predigern in Graubünden abzuhelfen, sorgte er dafür, daß talentvolle rhätische Knaben, unter denen sich auch der schon genannte Joh. Pontisella befand, in Zürich und Basel sich unentgeltlich auf das geistliche Amt vorbereiten konnten. Pflegeväter der paritätischen Landesschule in Chur waren Joh. Travers und Bürgermeister Lucius Heim von Chur. Den erstern haben wir bereits in Süs kennen gelernt. Der letztere war nach Bullinger's Zeugniß „das Muster eines republikanischen Standeshauptes, das in wenigen Städten der Eidgenossenschaft seines Gleichen fand.“

Eilftes Kapitel.

Gallicius kehrt in's Engadin zurück, wo sich Irrlehrer eingeschlichen hatten. Zweite Disputation in Süs. 1544.

Unser Gallicius, der nur auf der Kanzel in seinem rechten Elemente war, wirkte nicht lange in der Schule von Chur. Seine Gegenwart war neuerdings im Engadin nothwendig, wo italienische Flüchtlinge den Samen des Unglaubens ausstreuten. Es wird oft behauptet, der Protestantismus mit seinem einfachen Cultus eigne sich nicht für die phantasiereichen Südländer. Diese Behauptung zeugt jedoch von großer Unkenntniß, sowohl der Natur des Protestantismus als der Geschichte der Reformation. Die Reformatoren verkündigten die von verkehrten Menschensatzungen gereinigte Christuslehre, und diese allein kann die Bedürfnisse des menschlichen Herzens unter jedem Himmelsstriche befriedigen. Wir finden daher im sechszehnten Jahrhundert in den reizenden Gefilden des Südens nicht weniger Anhänger der Reformation und Freunde des reinen Evangeliums als in den öden Steppen des Nordens. In Ländern, wo die „Citronen blühen" flüchteten sich Tausende und abermals Tausende aus den prachtvollen katholischen Kirchen, in denen alle Sinne Feste feierten, in die schmucklosen protestantischen Betsääle, wo die nach Gerechtigkeit

hungernden Seelen mit dem süßen Manna des unverfälschten Evangeliums gespeist wurden. In Italien hatte der Protestantismus schon so tiefe Wurzeln gefaßt, und so weit um sich gegriffen, daß die römische Kirche zu den Foltern, Scheiterhaufen, Beilen der Henker und andern höllischen Werkzeugen ihre Zuflucht nehmen mußte, um ihn auszurotten. Viele evangelischgesinnte Italiener retteten ihr Leben durch schleunige Flucht. Die meisten suchten in Graubünden ein sicheres Asyl, um von hier aus durch Briefe und Druckschriften einige Lichtstrahlen in die Finsterniß des Papstthums in ihrem schönen, aber unglücklichen Vaterlande zu senden. Es befanden sich unter ihnen berühmte Gelehrte, zugleich aber auch unruhige Geister, welche namentlich durch ihre Zweifelsucht nicht geringes Unheil stifteten. Ihr Sinn sträubte sich gegen die Geheimnisse des christlichen Glaubens, deren Tiefe er nicht begriff.

Nachdem sie das Joch des Papstthums abgeschüttelt hatten, wollten sie auch das sanfte Joch Christi nicht mehr tragen. Nicht das untrügliche Bibelwort, sondern die Eingebung ihres eigenen Geistes betrachteten sie als Richtschnur des Glaubens. Ohne festen Anker dem Zuge ihrer lebhaften Einbildungskraft sich dahingebend, verwarfen sie bald diese, bald jene Grundlehre des Christenthums, läugneten die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit u. s. w. —

Zwei von diesen italienischen Schwärmgeistern, Girolamo Milanese und Francesco Calabrese, wurden zu Lavin und Fettan im Unterengadin als Pfarrer angestellt. Die letztere Gemeide hatte sich 1542 der protestantischen Kirche angeschlossen. Sie lehrten unter Anderem, daß Gott der Urheber des Guten und Bösen sei und an Beidem gleiches Wohlgefallen finde, daß der Sünder einzig durch die Gnade Gottes, und nicht durch Christi Leiden und Sterben selig werde. Von der Kindertaufe sprachen sie in verächtlichen Ausdrücken.

Dem nach allen Seiten hin wachsamen Auge des Gallicius entgingen weder die äußern noch die innern Feinde der evangelischen Kirche. Er eilte von Chur ins Engadin und trat kühn vor den Riß. In Lavin, wo seine ehemaligen Pfarrkinder ihm noch treu ergeben waren, setzte er es unschwer durch, daß Girolamo weggeschickt wurde. Fettan dagegen nahm den Irrlehrer in Schutz. Da Francesco sich anheischig machte, seine Lehre öffentlich zu vertheidigen, so wurde 1544 ein Religionsgespräch veranstaltet. Süs war neuerdings der Kampfplatz. An der Spitze der Abgeordneten der reformirten und katholischen Gemeinden erschien auch dießmal Joh. Travers, welcher damals noch nicht öffentlich zur evangelischen Kirche übergetreten war. Und da es sich um die Vertheidigung von Lehrpunkten handelte, die beide Kirchen gemeinschaft-

lich bekennen, stellten sich auch Petronius Bardus und andere Meßpriester in die Reihen der Feinde des Francesco. Es wurde zwei Tage mit ihm disputirt. Er war solchen Gegnern nicht gewachsen. Der Staatsmann von Zug nahm thätigen Antheil am Gespräche. Durch Anführung mehrerer Bibelstellen suchte er den oberflächlichen Irrlehrer zum Bekenntniße zu zwingen, daß Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott sei. Auch Gallicius und Petronius trieben ihn stark in die Enge. Da Francesco nur in einigen Stücken nachgab, in andern Irrthümern sich dagegen hartnäckig zeigte, so wurde er als Wiedertäufer und Störer der öffentlichen und kirchlichen Ruhe aus Bünden verwiesen.

Gallicius diente nun wieder der Kirche zu Lavin, wo er große Mühe hatte, das Unkraut auszurotten, von dem lange nachher sich noch Spuren zeigten. Es blieb jedoch dem eifrigen Manne noch Zeit und Kraft übrig, auf dem Gebiete der römischen Kirche Eroberungen zu machen. Von Lavin bis an die Tyroler Grenzen schmachteten nur noch der stattliche Flecken Sins und das Bergdorf Schleins in den Ketten des Papstthums. In das letztere stieg unser Philipp im Jahr 1545 tapfer mit der Fahne der Freiheit hinauf. Er predigte zwei- oder dreimal so gewaltig, daß der Meßpriester entlassen und ein evangelischer Prediger berufen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Gallicius wird von der Synode nach Cläven geschickt, um in der evangelischen Kirche daselbst den Frieden zu stiften. 1549.

Vier Jahre später treffen wir Gallicius in Cläven. Nachdem der Bundestag 1544 auch den Unterthanen Religionsfreiheit gewährt hatte, blühten im Veltlin und in der Grafschaft Cläven mehrere evangelische Gemeinden auf. Die italienischen Flüchtlinge, welche denselben vorstanden, geriethen aber oft mit einander in Streit. Es klebte den meisten noch etwas vom Sauerteige des Papstthumes an. Jeder wollte über die Anderen herrschen und ihnen sein eigenes Glaubensbekenntniß als Richtschnur aufdringen.

In Cläven hatte sich schon vor 1544 eine kleine evangelische Gemeinde gebildet. Agostino Mainardo, ein ehemaliger Augustinermönch und Doctor der Theologie, war ihr Prediger und der treffliche Hercules v. Salis ihr Wohlthäter. Die Gemeinde nahm täglich zu. Mainardo war rechtgläubig, dabei aber ein feuriger leidenschaftlicher Italiener. —

Unter den Flüchtlingen welche sich der protestantischen Gemeinde in Cläven anschlossen, befand sich ein gelehrter, scharfsinniger Sicilianer, Namens Camillo. Er gehörte zu den früher geschilderten Männern, welche den eigenen menschlichen Geist über den Geist Gottes in der Bibel stellten und in Folge dessen in

mancherlei Irrthümer geriethen. Camillo betrachtete Taufe und Abendmahl nicht als Gnadenmittel, sondern nur als menschliche gottesdienstliche Gebräuche. Die Taufe vor den Jahren des Verstandes und ohne vorhergegangenen christlichen Unterricht nannte er eine abergläubische Ceremonie. Auch über andere Punkte des christlichen Glaubens waren seine Meinungen schriftwidrig. Er leugnete z. B. das stellvertretende versöhnende Leiden Christi. — Ansichten, die dem Hochmuthe des natürlichen Menschen, der sein eigener Heiland sein will, schmeicheln, finden nicht unschwer Beifall. Camillo fand zahlreiche Anhänger, als Mainardo anfing, seine Irrthümer von der Kanzel aus zu bekämpfen.

Mainardo verlangte von den Gemeindegliedern, daß sie ein von ihm aufgesetztes Bekenntniß, in welchem Camillo's Irrthümer aufgezählt und verdammt wurden, unterschrieben. Viele weigerten sich jedoch und die Spannung der Gemüther näherte sich mehr und mehr einem förmlichen Bruche. Es war hohe Zeit, daß sich die Synode in's Mittel legte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Frieden wieder herzustellen, wurde 1549 Gallicius mit Joh. Blasius, Andr. Fabricius und Conrad Jäklin, Pfarrer von Thusis, nach Cläven abgeordnet. Es war eine schwere Aufgabe den Sturm der aufgeregten Leidenschaften zu beschwören. Gallcius ermahnte jedoch die Streitenden mi

so unwiderstehlicher Milde und Kraft zur Eintracht, daß beide Parteien den von ihm aufgesetzten Vergleich über die streitigen Punkte der Lehre und Kirchenzucht annahmen. Es kommen darin folgende Sätze vor:

Die Kinder der Gläubigen sollen getauft werden.

Die ohne Taufe sterbenden Kinder sollen nicht für verdammt gehalten werden.

Die Taufe und das heil. Abendmahl werden mit Recht Sakramente genannt.

Die Sakramente sind Zeichen und Siegel der Gnade.

Die Heiligen im Himmel sind nicht unsere Fürbitter, sondern Jesus Christus.

Die Abgeordneten der Synode luden während ihres Aufenthaltes in Cläven auch die katholischen Geistlichen zu einer freundschaftlichen Unterredung ein. „Wir reden und hören gerne von solchen Dingen, welche unsern Herrn und Heiland Jesum Christum angehen, außer welchem kein Heil ist," sagten sie in ihrem Schreiben.

Die Meßpriester antworteten aber: „Da zwischen euch und uns eine große Kluft befestigt ist, so würde disputiren nichts anderes heißen, als in den Sand säen."

Camillo wurde später, weil er neuerdings den Frieden störte, aus der evangelischen Kirche Rhätiens ausgeschlossen.

Auch in Chur verursachte um diese Zeit ein italienischer Schwärmgeist, Namens Tiziano, Unruhen. Unabhängig von der Autorität der heil. Schrift, wollte er nur der vorgeblichen inneren Erleuchtung folgen. Er verwarf die Kindertaufe, hielt die Führung der obrigkeitlichen Aemter für unerlaubt, scheint auch an der Gottheit Christi gezweifelt zu haben u. s. w. Da dergleichen Ansichten nicht nur die kirchliche Ruhe, sondern auch die Sicherheit des Staates gefährden, so ließ der Stadtrath von Chur den gefährlichen Menschen verhaften, und schien geneigt, ihn zum Tode zu verurtheilen. Allein die evangelischen Geistlichen, besonders Gallicius, suchten dies, eben so sehr aus Gründen der Klugheit als der Humanität, zu verhindern. Die Hinrichtung des Irrlehrers würde nur seinen Anhang bestärkt und fanatisirt haben. Ein Widerruf von seiner Seite war weit nützlicher. Gallicius legte ihm daher den Entwurf eines solchen vor und mit Anwendung von Drohungen und unter dem Einflusse der Todesfurcht gelang es, ihn zur Unterzeichnung desselben zu bewegen. Tiziano wurde hierauf durch die Stadt mit Ruthen gestrichen und für immer aus dem Gebiete der drei Bünde verwiesen. Wir können natürlich dieses Verfahren des Stadtrathes nicht billigen und müssen auch in den Drohungen und der Vormalung eines grausamen Todes, wodurch Gallicius den Irrlehrer zum Widerrufe bestimmte, eine

Art von tadelnswerther geistiger Folter erblicken. Vergessen wir jedoch nicht, daß die Stäupung des Tiziano in Chur, die Ertränkung der Wiedertäufer in Zürich, die Hinrichtung Servet's in Genf und ähnliche Erscheinungen Ueberbleibsel des Papstthumes waren. Die Wurzeln des Papstthums, das sich seit Jahrhunderten in Blut gebadet, lagen zu tief, als daß sie in wenig Jahren ganz ausgerottet werden konnten. Die Reformatoren handelten im Geiste ihrer Zeit, wenn sie den Zerstörern des ihnen anvertrauten Weinbergs nicht nur mit dem Schwerte des Geistes kräftig und unerschütterlich entgegentraten, sondern zuweilen in diesem Kampfe auch dasjenige der obrigkeitlichen Gewalt zu Hülfe riefen. Der Irrthum, welcher sie dazu verleitete, ist als ein trauriges Erbe aus der römischen in die junge evangelische Kirche übergegangen.

Dreizehntes Kapitel.

Gallicius wird nach Chur an die St. Regulakirche berufen 1550.

Im Jahre 1550 wurde Bünden wieder von der Pest heimgesucht. Nur in Chur, das damals nicht mehr als 500 Häuser zählte, raffte die schreckliche Seuche etwa 1300 Personen dahin. Darunter befand sich auch der gute, alte Blasius, Comanders treuer College. Sein Tod wurde nicht nur in der Stadt,

sondern im ganzen reformirten Lande beweint. Er gehörte zu den Ersten, welche in Rhätien der Geistesfreiheit eine „Gasse" machten. Das Volk liebte und schätzte ihn und hörte seine erbaulichen Kanzelreden sehr gerne. Der treffliche Mann hat um Christi willen viel gelitten. Er wurde oft verfolgt, einmal aus dem Lande verwiesen und hatte nicht selten auch mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Er blieb jedoch dem Herrn getreu bis in den Tod und verdient in unserem dankbaren Andenken fortzuleben. Antistes Bullinger in Zürich zeigte mit Betrübniß den Tod des Blasius auch Calvin in Genf an.

Der gleichen Pest erlag ferner Simeon Lemnius. Die lateinische Grabschrift, welche er auf dem Sterbebette sich selber dichtete, beweist, daß der gelehrte Professor der alten Sprachen das Evangelium, welches die Stolzen demüthig macht, nicht in sich aufgenommen hatte. Sie lautet auf deutsch also:

„Hier in der Gruft ausruh' ich, des Lied's gefeierter Sänger
Lemnius, ach der Pest fiel ich zum Opfer dahin.
Mein erhabener Geist, er wandelt im hohen Olymp nun.
Leicht indessen, umschließ', Erde, dies morsche Gebein.

Zum nicht geringen Schrecken der Churer wurde auch der alternde Comander von der Pest ergriffen. Er erholte sich zwar; allein die frühere Kraft erhielt er nicht wieder. Um so nothwendiger war es, ihm

einen tüchtigen Mann an die Seite zu stellen. Von Chur aus wurde nämlich damals das evangelische Kirchenwesen hauptsächlich geleitet. Die Hauptlast der Sorge für das Gedeihen desselben ruhte auf den Schultern der beiden Pfarrer der Hauptstadt. Einzig Gallicius war der Stelle in Chur gewachsen. Er zeichnete sich nämlich nicht nur durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und hinreißende Beredtsamkeit, sondern auch durch die Gewandtheit aus, womit er die schwierigsten Geschäfte ruhig überlegend zum erwünschten Ziele zu führen verstand. Comander war hocherfreut, als der Stadtrath Gallicius zum Nachfolger des Blasius wählte. Von dem lieben Philipp, der im kräftigen Mannesalter stand, durfte er erwarten, daß er mit seinen seltenen Geistesgaben ihm die Last erleichtern werde, unter welcher er schon oft beinahe erlegen war.

Gallicius betrachtete die auf ihn gefallene Wahl als einen Ruf von oben. Es that ihm sehr weh, Lavin zu verlassen, wo er wie ein Vater geliebt und verehrt wurde. In Chur konnte er aber für die Sache des Herrn mehr wirken, als in der kleinen Engadiner Gemeinde und zugleich auch für die Erziehung seiner Kinder besser sorgen. In Lavin hatten dieselben nicht einmal Gelegenheit, deutsch zu lernen. Gallicius hatte fünf Söhne, die nach seinem Wunsche Prediger werden sollten, um dem Mangel an Geistlichen ab-

zuhelfen, der namentlich in den romanischen Gemeinden immer noch groß war.

Der treffliche Mann hat nun bereits fünfundzwanzig Jahre mit unwandelbarer Treue und seltenem Eifer dem Vaterlande und der Kirche gedient. Was für einen Lohn hat er dafür geerntet? Verfolgung, Verbannung, Hunger und Mangel. Dennoch will er, daß seine geliebten Söhne seinem Beispiele folgen. Die Undankbarkeit des Volkes hat ihn nicht entmuthigt. Das ist wahre Seelengröße, wahrer Seelenadel! Gegen Ende des Jahres 1550 siedelte unser Philipp also mit seiner zahlreichen Familie in die Hauptstadt über, wo er im Februar 1551 seine Antrittspredigt hielt. Dießmal konnte er mit ganz andern Gefühlen von den Bergeshöhen auf das Unterengadin hinunter schauen. Er war nicht mehr ein verfolgter Flüchtling. Der größte Theil seines geliebten Heimaththales lag nicht mehr im Todesschatten des Papstthums. Es mußte dort zwar noch viel mit den Altgläubigen und mit Schwärmgeistern gekämpft werden. Allein der gelehrte, fromme und tapfere Ulrich Campell in Süs war diesem Kampfe gewachsen. Gallicius konnte daher dießmal getrost nach Norden hinunter steigen. Das Werk, welches er an den Ufern des Inns getrieben, war aus Gott; deßhalb ging es nicht unter.

An der Seite Comanders, dessen Lebensgeister die

Pest stark erschöpft hatte, fand Gallicius ein schweres und saures Stück Arbeit. Nach außen genoß zwar die evangelische Kirche seit einigen Jahren Ruhe. Iter, der 1541 nach Zieglers Tod den bischöflicher Stuhl bestiegen, war ein mäßiggesinnter, friedfertiger Mann. Er trieb die Duldsamkeit so weit, daß er in der reformirten Kirche von Chur bisweilen Kinder aus der Taufe hob. Der confessionelle Friede wurde auch durch die stark besuchte paritätische Landesschule immer mehr befestigt. Ueberdieß hatte der Bundestag die bischöfliche Gewalt neuerdings noch mehr eingeschränkt. Seit 1541 mußte jeder neugewählte Bischof schwören, „alle Landesgegenden ungehindert nach ihrer Religion und ihren Gesetzen leben zu lassen." Die Prediger in Chur mußten gleichwohl noch oft Klagepsalmen anstimmen. Nachdem die Stürme der Verfolgung von Seiten der Katholiken etwas nachgelassen hatten, erhoben immer mehr innere Feinde ihr Haupt und gefährdeten die zarte Pflanze der jungen Kirche. Manche Gemeinden mißbrauchten noch immer ihre Selbstherrlichkeit und stellten, unbekümmert um die Kirchenordnung von 1537, unwürdige Pfarrer an, welche von der Synode wegen ihrer Unwissenheit oder ihres unsittlichen Lebenswandels abgewiesen worden waren. Man sah an manchem Orte nur darauf, ob Einer eine geläufige Zunge habe und sich mit einem geringen Lohne begnüge. „Wahrhaftig," klagte

Gallicius seinem theuren Bullinger, „diese Allgewalt der Gemeinden taugt nichts. Unter dem Aushänge=schild der Freiheit wird der Zügellosigkeit Thür' und Thor geöffnet." Bei dem fortwährenden Mangel an Predigern mußte, namentlich in den romanischen Ge=genden, nicht selten Einer mehrere Kirchen versehen. Es fehlte an vielen Orten eine strenge Sittenaufsicht und eine gewissenhafte Seelsorge. Kein Wunder, daß die von den Reformatoren angestrebte Sittenreform nur sehr langsam von Statten ging. Ein oft un=übersteigliches Hinderniß derselben war das heillose Unwesen der Pensionen und des Reislaufens, welches sich wie ein rother Faden durch die rhätische Geschichte jener Zeiten hindurch zieht. Wie oft ertönte die Kanzel von den Klagen der vaterländisch gesinnten Reformatoren! Sie predigten aber meistens tauben Ohren. Die Werber für fremde Kriegsdienste, und die vornehmen Pensionenjäger unter den eigenen Pfarr=kindern schnitten ihnen nun grimmigere Gesichter, als früher die Papisten. Ganz besonders viel zu leiden und zu kämpfen hatten deßwegen Comander und Gallicius. In Chur leerten nämlich die fremden Ge=sandten ihre Geldsäcke. „An den Churer=Märkten," sagt Campell, strömten Alle herbei, die es auf fremde Jahrgelder und Pensionen abgesehen hatten. Sie glichen hungrigen Raubvögeln, die das Aas witter=ten." Ganz vergeblich arbeiteten indessen die evange=

lischen Geistlichen nicht. Die Sitten der Protestanten waren doch etwas besser, als die der Altgläubigen. „Zwar sind sie auch unmäßig im Essen und Trinken," bemerkt Gallicius in einem Briefe aus dieser Zeit, aber sie tanzen doch nicht und treiben manche andere Dinge nicht, welche jene sich erlauben." Die Synode, an deren Spitze die Pfarrer von Chur standen, hatte ferner mit den italienischen Flüchtlingen, von denen gar manche zu Zank und Streit geboren schienen, noch immer viel zu schaffen. Einige von ihnen haben wir bereits als Schwärmgeister kennen gelernt, welche mit der evangelischen Kirchenlehre in Widerstreit geriethen. Viele dieser Fremdlinge nahmen an der Kirchenverfassung Anstoß. Jede bestehende kirchliche Verordnung dünkte sie ein neues Joch, eine ungebührliche Fessel der evangelischen Freiheit, und jedes gottesdienstliche Element, das man aus der katholischen Kirche herübergenommen hatte, betrachteten sie als einen Sauerteig, der rein ausgefegt werden müsse. Sie konnten sich mit den neuen Verhältnissen, in denen gar Manches ihren Ueberzeugungen, Wünschen und Gewohnheiten entgegen war, nicht aussöhnen und waren immer unruhig. „Die ehrgeizigen Geister können nicht ruhen" (Ambitiosa ingenia quiescere non possunt), schrieb Gallicius 1552 seinem Bullinger, in dessen Schooß er so oft seinen Kummer ausschüttete.

Das Haupt der italienischen Flüchtlinge in Bünden war Peter Paul Vergerius.

Um die Leiden und Kämpfe unseres Philipp gehörig würdigen zu können, müssen wir diesen Italiener etwas näher kennen lernen. Vergerius, Sprößling einer vornehmen Familie von Capo d'Istria, hatte zuerst in Padua mit Auszeichnung die Rechtswissenschaft studirt und den Doctorgrad erworben und lebte dann einige Zeit in Venedig als Anwalt. Dann widmete er sich dem geistlichen Stande und zog nach Rom, wo damals talentvollen Männern sich glänzende Laufbahnen öffneten. Zwei Päpste, die seine Brauchbarkeit zu wichtigen Geschäften wahrgenommen, sandten ihn nach Deutschland, wo er der Reformation Einhalt thun sollte. Er wurde jedoch von der von Luther angefachten Flamme, die er löschen wollte, selber ergriffen. Nach Italien zurückgekehrt, wurde er auf den Bischofsstuhl seiner Vaterstadt erhoben. Daselbst suchte er im Stillen zu reformiren, gerieth aber bald in den Geruch der Ketzerei. Das that ihm leid. Er wünschte damals nur eine „stille Reform," keine förmliche Trennung von Rom. Das Evangelium hatte noch zu wenig in seinem Herzen gewirkt, um auf die Hoffnung einst Cardinal, oder gar Papst zu werden, Verzicht zu leisten. Um den Verdacht der Ketzerei von sich abzuwälzen, wollte er ein Werk gegen die „Abtrünnigen Deutschlands" schreiben.

Als er zu dem Ende Luthers und Melanchthons Schriften studirte, wurde er jedoch von der Macht der Wahrheit dergestalt ergriffen, daß er die Feder auf die Seite warf. Rom verlor den verdächtigen Mann nicht aus den Augen. Als er einige anstößige Bilder aus den Kirchen entfernte und das Volk allmählig von dem sinnlichen Ceremoniendienst zu einem vernünftigen Gottesdienst zu führen suchte, erschien plötzlich ein Inquisitor zu Capo d'Istria nnd fanatisirte den Pöbel solchermaßen gegen ihn, daß er sein Heil auf schneller Flucht suchen mußte. In „alt fry Rähtien" fand der Verfolgte eine Freistätte, wo er den evangelischen Glauben frei bekennen durfte. Alles strömte herbei, um den Mann zu sehen und zu hören, der mehrmals Gesandter des päpstlichen Hofes gewesen, den man in alle Geheimnisse der römischen Curie eingeweiht glaubte und der auch kein Bedenken trug, das, was er wußte, auszuplaudern.

Vergerius imponirte durch seine stattliche Figur, durch hinreißende Beredsamkeit und durch den hohen Rang, den er zuvor in der katholischen Kirche bekleidet hatte.

In Puschlav, wo Julius von Mailand ihm vorgearbeitet hatte, brachte er 1549 in kurzer Zeit die Grïmdung einer protestantischen Gemeinde zu Stande. In Pontresina im Oberengadin bewirkte er im gleichen Jahre durch ein paar Gastpredigten die Ent-

fernung der Bilder aus der Kirche und die Abschaffung der Messe. Im Bergell, wo er von 1550—1553 Pfarrer von Vicosoprano war, wurde in den meisten Kirchen durch ihn und seine Schüler und Begleiter das Alte schonungslos niedergerissen. Der unruhige Mann hatte keine bleibende Stätte. Er zog fortwährend umher und wollte überall Alles nach seinem Geschmacke umgestalten und reformiren. Er that unstreitig dem Papstthum großen Abbruch. Zugleich hat er aber der evangelischen Kirche in Graubünden mehr geschadet als genützt. Sein ungestümer Eifer wekte die schlummernden Feinde derselben wieder auf und griff störend in ihren ruhigen Entwicklungsgang ein.

Vergerius hat mehr als eine schlimme Eigenschaft aus der päpstlichen Kirche in die protestantische mit hinübergenommen. Er hatte die Bischofsmütze nicht abgelegt, als er aus seinem schönen Vaterlande floh. Der armselige Pfrundgehalt von Vicosoprano genügte natürlich dem ehemaligen Bischof und Hofmanne nicht. Darum suchte er in irgend einer Hauptstadt der protestantischen Schweiz eine einträglichere und glänzendere Stelle. Die scharfblickenden Reformatoren derselben schenkten ihm jedoch nicht ihr volles Zutrauen. „Ich fürchte," schrieb 1550 Calvin an einen Freund, „Vergerius macht sich gar zu viele Geschäfte; dieses unruhige Treiben ist seiner Nation angeboren." Als

der ehrgeizige Italiener sich überzeugen mußte, neben Männern, wie Bullinger, Calvin und Haller, keine wichtige Rolle spielen zu können, kehrte er nach Bünden zurück und begehrte, daß die Synode ihm die Visitation sämmtlicher reformirten Kirchen übertrage mit der Befugniß, nach Gutfinden Prediger ein und abzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß ihm dieß abgeschlagen wurde. Comander und Gallicius, die schon seit einem Vierteljahrhundert für die evangelische Kirche geduldet und gekämpft hatten und in den Geschäften ergraut waren, zeigten wenig Lust, den anmaßenden Fremdling als ihren Herrn und Bischof anzuerkennen. Vergerius arbeitete hierauf an einer Lostrennung der italienischen Kirchen vom bündnerischen Synodalverbande. Im Namen der Prediger im Veltlin, Cläven, Bergell und Puschlav stellte er das Verlangen, daß ihnen eine eigene Synode bewilligt werde. In dieser wäre natürlich sein Einfluß überwiegend gewesen. Die italienischen Amtsbrüder hätte er nach seinem Willen leiten können. Als Gründe dienten ihm die weite Entfernung, die Beschwerlichkeit der Alpenwege und die Verschiedenheit der Sprache. Zum Glück für die italienischen Kirchen, die noch immer von den Papisten stark angefeindet wurden und wegen der ewigen Streitigkeiten ihrer Geistlichen so langsam fortschritten, scheiterte auch dieser Plan Vergerio's an dem festen Auftreten der Pfarrer von Chur,

welche ihren enetbürgischen Glaubensgenossen zu Gemüthe führten, daß nur enge Anschließung an die übrigen rhätischen Kirchen ihnen den so nöthigen Schutz gegen ihre inneren und äußeren Feinde gewähren könne. Der sonst so milde Philipp verlor eines Tages seine Geduld. „Herr," sagte er dem ehemaligen Bischof, „Ihr seid im Grunde ein ganz Anderer, als Ihr scheinen wollet. Ihr gebt Euch für einen Vertheidiger der reinen Christuslehre, die Ihr immer im Munde führet, und für einen Liebhaber brüderlicher Eintracht aus; in der Nähe betrachtet, seid Ihr weder das Eine noch das Andere." Der einfache schlichte Bündner und der glatte, hofmännische Italiener paßten nicht zusammen. Erzürnt und fast drohend verließ Vergerius Chur und begab sich nach Zürich. Von dort erließ er ein langes Sendschreiben an die rhätische Synode, in welchem er sagte: „Die Prediger in Chur streben offenbar nach einer Art Vormundschaft über ihre Collegen. Alles, was in den drei Bünden sich ereigne, wollen sie in Chur behandelt und entschieden wissen; das würden seine italienischen Brüder gewiß nicht dulden, und auch er könnte nimmer seine Stimme dazu geben, daß einige Wenige sich einen Primat anmaßen. Die Synode möge auf ihrer Hut sein."

Mit diesem vorgeblichen Primat verhielt es sich also. Die Synode wählte jedes Jahr zur Erledigung der in

der Zwischenzeit vorkommenden dringenden Geschäfte einen sogenannten Minister. Mit diesem Amte wurde damals gewöhnlich ein Pfarrer von Chur beehrt.

Der ehrwürdige „Vater“ Comander und der rüstige, gewandte Philipp verdienten in hohem Grade dieses Zutrauen ihrer Amtsbrüder. Sie verdankten solche Auszeichnung nicht ihrem Wohnorte, sondern ihrer Tüchtigkeit und ihren Verdiensten um die Kirche.

Es war hohe Zeit, den italienischen Flüchtlingen, deren unruhige Neuerungssucht die Quelle so vieler Streitigkeiten war, mit entschiedenem Ernste entgegenzutreten. Die ungünstige Stimmung, welche sich auch unter vielen Evangelischen gegen Vergerius und seine Landesleute, von denen nur Wenige eine rühmliche Ausnahme machten, immer mehr offenbarte, schadete allen evangelischen Geistlichen des Landes. „Schon die bloße Gemeinschaft mit Vergerius,“ klagt Gallicius in einem Briefe an Bullinger, „hat uns bei den Angesehenern des Landes um einen Theil des sonst genossenen Zutrauens gebracht.“

Vierzehntes Kapitel.

Gallicius verfaßt die rhätische Confession.

Um die beweglichen italienischen Geister durch eine feste Glaubensnorm zu zügeln, fand es die Synode nach so vielen missliebigen Erfahrungen zuletzt für

nothwendig, eine Confession aufzustellen, auf die jeder Prediger verpflichtet werden sollte. Gallicius erhielt den Auftrag, dieselbe zu entwerfen. Er löste die schwierige Aufgabe so glücklich, daß sein Entwurf 1552 den Beifall der Synode fand und auch von Antistes Bullinger gutgeheißen wurde. Nur Bergerius und und seine Freunde widersetzten sich der Annahme dieser „rhätischen Confession." Sie mußten sich jedoch am Ende fügen, weil man denjenigen, welche dieselbe nicht unterzeichnen wollten, mit Ausschließung aus der Synode drohte.

Gallicius beginnt die Confession mit wörtlicher Wiederholung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zwei auf dasselbe folgenden ältesten Symbole der christlichen Kirche. Die übrigen Punkte, bemerkt er, seien nur aus dringender Nothwendigkeit hinzugefügt worden, um die verschiedenartigen Irrthümer, womit streitsüchtige, vom Wissensdünkel aufgeblasene Menschen die Gemüther der Gläubigen beunruhigen und verwirren, zurückzuweisen. Der Irrthum, als sei Gott der Urheber des Bösen, wie des Guten, wird darin mit strengem Ernste verworfen. Die Erwählung des Menschen zur ewigen Seligkeit wird der Gnade Gottes zugeschrieben, die Verwerfung desselben auf Rechnung der Herzenshärtigkeit gesetzt. Die Sakramente werden Zeichen und Siegel der Gnade und Gaben Gottes genannt. Die Gegenwart und der

Genuß Christi im h. Abendmahl wird geistlicher Weise gedeutet. Von den Katholicken, deren Zorn er durch eine Menge von polemischen Flugschriften fortwährend reizte, heftig gehaßt und bedroht, von den Reformirten durch eigene Schuld mißtrauisch angesehen, fühlte sich der gewesene Bischof in Rhätien je länger, je unbehaglicher. Ein Ruf an den Hof des Herzogs Christoph von Würtenberg im J. 1553 war ihm daher sehr willkommen. Nach mancherlei Schicksalen wünschte er am Abend seines unruhigen Lebens in die Gemeinde der „böhmischen Brüder" aufgenommen zu werden. „Wenn ihr mich aufnehmen wollet," schrieb er an die Vorsteher derselben, „so will ich bei euch sterben. Ich verlasse die weltlichen Bequemlichkeiten freiwillig; die Hand Gottes hat mich gerührt; ich habe andere Gedanken, andere Absichten." An einen Freund schrieb er später lebenssatt: „Krieg' ich ein frei Geleit, so reise ich nach Trient zum Concilium und bekenne meinen Heiland; machen sie's mir, wie Johannes Huß, so schadet es nichts; denn ich begehre, aufgelöset und bei Christo zu sein." Diese Worte werden den lieben Leser mit dem Manne, der unserem Philipp so viel zu schaffen gab, und in den ruhigen Entwicklungsgang der evangelischen Kirche Rhätiens so oft störend eingriff, einigermaßen aussöhnen.

Nach der Abreise des Vergerius kehrte der Friede nach und nach in den reformirten Gemeinden wieder

ein. Die ital. Prediger, die jetzt ihren Wortführer verloren hatten, wurden friedfertiger, nachdem die Synode ihnen in unwesentlichen Punkten mehr Spielraum gewährt hatte. — Die evangelische Kirche bedurfte in hohem Grade der Ruhe im eigenen Schooße. Rom sammelte um diese Zeit wieder seine Kräfte und rüstete sich, von der Vertheidigung auf die es sich einige Zeit beschränken mußte, zum Angriffe überzugehen. Zu Ende des Jahres 1553 erschien zu Chur ein Gesandter des Papstes, der keinen geringeren Auftrag hatte, als die Inquisition in den Drei Bünden einzuführen. Mit ihm kam auch ein spanischer Gesandter, welcher die Erlaubniß zum freien Durchzug spanischer Truppen durch Bünden auswirken sollte.

Der Papst forderte durch ein Schreiben den Churer Bischof Thomas Planta, Iter's Nachfolger, auf, seinen Gesandten zu unterstützen. Die beiden Pfarrer von Chur im Vereine mit Bullinger und dem französischen Gesandten vereitelten jedoch die gefährlichen Pläne des spanischen Hofes und der römischen Curie. —

Wir müssen nun Gallicius wieder einmal in seinem Familienkreise aufsuchen. Es ist uns bereits bekannt, daß die Churer nicht viel freigebiger gegen ihre Seelsorger waren, als die Protestanten auf dem Lande. Philipp konnte daher die Familiensorgen, die ihn früher oft so schwer drückten, keineswegs abschütteln, als er in die Hauptstadt einzog.

Der Mann, welcher Tag und Nacht für das Vaterland und die Kirche arbeitete, mußte auch in Chur sozusagen Alles entbehren, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört. An seinem Tische saßen eilf Kinder, die mit „guten Zähnen" magere, schlechte Kost verzehrten. Wie mancher stille Seufzer mag da zu Dem emporgestiegen sein, welcher die Vögel unter dem Himmel ernährt. Seine Gattin stand ihm treu zur Seite. Dennoch verließ ihn in manchen Augenblicken seine Sanftmuth und er wurde gegen Frau und Kinder mürrisch. Wer will ihm das verargen? Wer hat unter der Last eines schweren Kreuzes nie mit einem mürrischen Worte gesündigt? Unsere Reformatoren waren nicht vollkommne Heilige, sondern nach der Heiligung jagende Menschen. Gallicius erkannte in der Regel demüthig den Zweck der göttlichen Heimsuchungen. Eines Tages sagte er zu seinen Söhnen: „Unter dem Kreuze lernen wir die Worte des Apostels verstehen: „Wir rühmen uns der Trübsale, weil wir wissen, daß Trübsale Geduld, Geduld Erfahrung und Erfahrung Hoffnung bringet, welche nicht zu Schanden werden läßt." „Ich spreche mit euch über meine Trübsale nicht, weil ich mein Elend beklage, sondern damit ihr, meine Söhne, nach meinem Beispiele geduldig zu sein lernet."

Wir sehen im Geiste unsern Philipp in seiner schmucklosen Studirstube am Schreibtische sitzen.

Schreibt er eine Predigt? Schreibt er an Bullinger um irgend einen guten Rath in großer Verlegenheit? Schreibt er an Jemanden, der bei ihm Trost und Hülfe gesucht? Dießmal keines von dem. Er fertigt für den erwähnten spanischen Gesandten eine Uebersetzung. So gering ist seine Besoldung, daß er auf solchen Nebenverdienst bedacht sein muß, um seine Kinderschaar nicht darben zu lassen! Die Churer deuten ihm das übel, denken aber nicht daran, ihm seine bedrängte Lage zu verbessern. Philipps ältester Sohn Alexander sollte mitten in dieser Noth eine theologische Anstalt beziehen, um armer Bündner-Pfarrer zu werden. Woher die Mittel dazu nehmen? Der treue Bullinger verschafft dem talentvollen Knaben im wohlthätigen Basel einen Freiplatz. Er zeichnet sich durch glänzende Fortschritte aus. Deßhalb wird ihm eine vortheilhafte Stelle angeboten. Gallicius will jedoch, daß sein Alexander der evangelischen Kirche Bündens diene. „Es wäre gottlos von mir," sagte er, „Rhätien meinen Sohn zu entziehen, während namentlich an romanischen Predigern so großer Mangel herrscht." Wir sehen, daß Philipps schwere Familiensorgen seine Sorge für das Gedeihen der evangelischen Landeskirche nicht schwächten. Wo es galt, auf dem Gebiete der römischen Kirche neue Eroberungen zu machen, oder das Errungene zu behaupten, war Gallicius immer noch der rüstigste Kämpfer.

Fünfzehntes Kapitel.

Gallicius verschafft in Zuz der Reformation den Sieg. 1554.

Es war im Jahr 1554, als im Oberengadin die letzte entscheidende Hauptschlacht gegen die finstern Mächte des Papstthums geschlagen wurde. Wir kennen bereits den edlen Joh. Travers, der an der ersten Disputation in Süs Alles prüfte und das Beste behielt, zur Gründung der höhern Landesschule in Chur treu mitwirkte und im Vereine mit Gallicius den Irrlehrer Francesco Calabrese eifrig bekämpfte. Travers ist eine der schönsten Erscheinungen in der Geschichte Rhätiens. Seine Bestrebungen und Thaten bilden auch ein wichtiges Stück der rhätischen Reformationsgeschichte. Da er am Abend seines Lebens noch als Mitarbeiter des Gallicius auftrat, mögen folgende Notizen über ihn hier nicht am unrechten Orte sein. Sprosse einer altadeligen Familie, die im 13. Jahrhundert zu Ravenna Herrschaftsrechte ausübte, im 14. Jahrhundert von dort in die Republik Venedig übersiedelte und zu Anfang des 15. Jahrhunderts sich zu Zuz im Oberengadin niederließ, verließ Joh. Travers (geb. 1483) im zarten Knabenalter das wilde Alpenthal und sammelte in Deutschland und an andern Orten den reichen Schatz vielseitiger Kenntnisse, womit er sich zum einflußreichsten Manne

seines Vaterlandes emporschwang. Er stieg rasch zu den höchsten Würden und Aemtern empor. Er war Kanzler und Hofmeister des Bischofs von Chur, Landschreiber und Landammann des Oberengadins, Landeshauptmann des Veltlins, siegreicher Feldherr in den Müsserkriegen, Gesandter an Kaiser Carl V., König Ferdinand I. und die Republik Venedig, der erste Schriftsteller in der rhäto-romanischen (Caldinischen) Sprache, der erste dramatische Dichter Graubündens, Vorsitzer bei Religionsgesprächen, oft Obmann von Schiedsgerichten und endlich noch Reformator seiner Heimathgemeinde und Prediger des reinen Evangeliums.

Als kräftiger Jüngling hat Travers an der Riesenschlacht von Marignano Theil genommen, wo er vielleicht den Feldprediger Ulrich Zwingli kennen lernte, mit dem er später in Briefwechsel stand. Während des ersten Müsserkrieges schmachtete er mehrere Monate im Kerker von Musso. Obschon er bis zum Jahr 1553 die Messe besuchte, war er unstreitig schon lange vorher im Herzen evangelisch gesinnt. Wie hätte er sonst mit Comander, Gallicius, Zwingli, Bullinger, Vadian und Melanchton in freundlichem Verkehr und Briefwechsel stehen und ihre und anderer Reformatoren Schriften studiren können. Im Jahr 1544 ließ er z. B. durch Comander Bullinger bitten, ihm seine Erklärungen des Evangeliums Matthäi und

Johannis zu schicken. — Das lange Ausharren des ausgezeichneten Mannes in der päpstlichen Kirche ist etwas räthselhaft. Vielleicht hoffte Travers zuerst eine sogenannte „stille Reform" ohne Trennung, und als die Trennung erfolgt, eine Wiedervereinigung der Getrennten, wozu ja in Deutschland auch Melanchton Hand bot. Vielleicht befürchtete er auch, die Protestanten möchten im Niederreißen des Bestehenden zu weit gehen. Es ist bekannt, daß er ein Hauptgegner des stürmischen Vergerius und seiner unruhigen Landesleute war. Wie dem auch sei. Thatsache ist, daß Travers der evangelischen Kirche schon lange vor seinem öffentlichen Uebertritte zu derselben wichtige Dienste geleistet hat. Er war es vorzüglich, welcher mit seinem großen Einflusse die Religionsfreiheit in den Drei Bünden gegen alle Angriffe der Altgläubigen vertheidigte und schützte. Und durch sein hohes Ansehen, das er bei den Katholiken genoß, konnte er manche Gefahr von den Protestanten abwenden. Im Jahr 1553 sagte er sich endlich förmlich und feierlich von der päpstlichen Kirche los. Bullinger spornte ihn zu diesem wichtigen Schritte an, indem er ihn ernstlich an sein hohes Alter und an das nahe Grab erinnerte. Die Hoffnung auf eine von Rom ausgehende Wiedergeburt der entarteten Kirche hatte Travers wohl schon lange vorher aufgegeben. Papst und Christus, Bibel und römische Kirchensatzungen sind unversöhn-

liche Gegensätze. Wie sollte ein Papst eine Reformation der Kirche wollen? Niemand stößt sich selbst vom Throne. Nachdem sich Travers zu seinem Freunde Gallicius geäußert hatte: „Er wolle nicht mehr die Messe hören," gab er sich große Mühe, die noch katholischen Gemeinden des Oberengadins für das Evangelium zu gewinnen. Zunächst legte er in seiner Heimathgemeinde Zuz die Hand an's Werk. Es waren hier schon viele Anhänger der neuen Lehre. Die Hauptmasse des Volkes hing aber noch mit Zähigkeit am Alten. Dennoch erhielten Travers und seine Freunde von der Gemeinde die Erlaubniß, auf ihre Kosten einen evangelischen Prediger kommen und in der Kapelle der h. Katharina predigen zu lassen. Es hatte dazu der Meßpriester beigetragen, der durch seinen unsittlichen Lebenswandel viel Aergerniß gab und deßhalb auch manchen einflußreichen katholischen Männern verhaßt war. Das Volk sagte jedoch zu Travers: „Die Italiener verstehen wir nicht. Wenn ihr aber den Philipp Gallicius bewegen könnet, daß er uns predige, den wollen wir hören; denn ihn verstehen wir." Das war eine gute Botschaft für unsern Philipp. Hocherfreut eilte er über die Berge nach Zuz, wo er vor achtundzwanzig Jahren als blutjunger Kaplan sein Verbannungsurtheil angehört hatte. Wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Die Jahre hatten die Haare des vielgeprüften Mannes ge-

bleicht, die schweren Sorgen seinen Rücken gekrümmt. Seine Lebensgeister waren aber noch nicht erschöpft, seine innere Kraft war noch nicht gebrochen, seine heilige Begeisterung für Licht und Wahrheit noch nicht erloschen. Gallicius predigte gewaltig je den andern Tag in der Katharinenkapelle. Schaarenweise strömte das Volk auch aus den umliegenden Dörfern herbei. Den Edeln, wie den Landmann, den Jüngling wie den Greis im Silberhaar, die Frauen wie die Männer, fesselte das von seinen Lippen strömende Wort. Auch in den benachbarten Ortschaften predigte der Mann Gottes mit heiliger Begeisterung. Vergebens sandte der Bischof von Chur tüchtige Redner nach Zuz, um das Volk seiner Heimathgemeinde beim alten Glauben zu erhalten. Die Messe wurde abgeschafft und der Priester entlassen. Dem Beispiele der Mutterkirche folgte auch die Tochterkirche in Madulein. In drei Wochen hatte Philipp mit Travers dieß zu Stande gebracht. Dann mußte er nach Chur, wo man ihn nicht länger entbehren konnte, zurückkehren. Auf der Reise schwebte er wegen Nachstellungen in Lebensgefahr. In Zuz durften die Altgläubigen ihm nichts in den Weg legen, weil Travers, der dem Planta auf den Bischofsstuhl geholfen, ihn schützte. Das Papstthum konnte sich nun auch in Skanfs, Ceelrina und St. Moritz icht mehrn lange halten. Die Evangelischgesinnten in diesen Ortschaften war=

teten nur auf den Tod ihrer alten Meßpriester, um reformirte Prediger berufen zu können. — Der glänzende Erfolg in Zuz machte Gallicius kühn. Er dachte bald nachher an nichts Geringeres, als an die Aufhebung des Bisthums. „Es geht hier die Sage“ schreibt er an Bullinger,“ ich wolle auf dem Hofe die Messe abschaffen, und das Stift aufheben. Es wäre nicht schwer, wenn die Prediger im Gotteshausbunde frischer wären und das Werk recht angriffen. Wir wären die Mehrheit. Daß es eine Veränderung mit dem Domstift geben müsse, ist in aller Mund, und ich werde den Bischof und Travers aufmerksam machen, wie freundlich Du Hand bietest.“ ‚Bischof Th. Planta war gegen Freunde und Verwandte sehr freigebig und den sinnlichen Genüssen in hohem Grade ergeben. Er liebte, wie sein Vorgänger, das weibliche Geschlecht und war ein so großer Liebhaber von Schinken, daß man in Chur die Schweine „bischöfliches Wildpret“ nannte. In häufiger Geldnoth borgte er von seinen Verwandten in Zuz große Summen und gab ihnen dafür Güter und Rechte des Bisthums zum Unterpfande. Wegen dieser unbefugten Veräußerung des Stiftsgutes sollte der Bischof nun der Versammlung des Gotteshausbundes Rechenschaft geben. Dieß hielten Gallicius und andere evangelische Prediger für eine günstige Gelegenheit, dem Bisthum, das schon 1529 nach der Hinrichtung

des Abtes Th. Schlegel um ein Kleines aufgehoben worden wäre, den letzten Streich zu versetzen. Man wollte den Bischof Thomas zur Abdankung bewegen, ihn jedoch auf Lebenszeit im Genusse der bischöflichen Einkünfte lassen. Nach seinem Tode sollten die Güter des Hochstiftes theils zu frommen Zwecken verwendet, theils unter die Gotteshausgemeinden vertheilt werden. Gallicius war in dieser Angelegenheit außerordentlich thätig. Viele weltliche Vorsteher wollten jedoch zu diesem großen reformatorischen Akte nicht Hand bieten. Ganz besonders widersetzte sich Joh. Travers der Aufhebung des Bisthums. Er eilte nach Chur und brachte es dahin, daß die Anstände zwischen dem Gotteshausbunde und dem Bischof im Frieden beigelegt wurden. Travers wurde deßhalb von den Einen gelobt, von den Andern getadelt. Seine Tadler warfen ihm vor, daß er aus Familienrücksichten also gehandelt habe, weil manche seiner Verwandten vom Bisthum großen Nutzen ziehen. Seine Vertheidiger dagegen sagten, er habe besorgt, es möchten in vielen Gemeinden die bischöflichen Güter schlecht angewendet werden. Von jeder menschlichen Schwachheit war gewiß auch der große Zuzer nicht frei. Er glänzt jedoch dessen ungeachtet als ein Stern erster Größe am rhätischen Himmel.

Auf Philipps Schultern ruhte nun die Hauptlast des evangelischen Kirchenwesens in den Drei Bünden.

Comander's Kräfte schwanden nämlich sichtbar dahin. Der unermüdliche Gallicius, welcher mit der Lebhaftigkeit des Südens die Beharrlichkeit des Nordens verband, erübrigte gleichwohl noch Zeit, nicht nur an Bllinger, sondern auch an Calvin und andere Männer Gottes öfters Briefe zu schreiben und für fremde bedrängte Glaubensgenossen sich eifrig zu verwenden. Wie oft brannte die Lampe im engen Studirzimmer des treuen Dieners Christi noch in der späten Mitternachtsstunde! Der berühmte Genfer Reformator schätzte unsern Philipp so hoch, daß er im J. 1555 eine Abhandlung über die Sakramente ihm und Joh. Comander widmete.

Sechszehntes Kapitel.

Gallicius verwendet sich für die vertriebenen evangelischen Locarner 1555.

Am dritten März 1555 langten in Roveredo ungefähr hundert evangelische Locarner an. Die Verfolgungssucht der Katholiken hatte sie von den reizenden Gestaden ihres heimathlichen See's vertrieben. Sie wünschten der Sprache wegen im Misoxerthale, oder in Cläven, oder im Veltlin sich haushäblich niederzulassen. Allein die Katholiken in Bünden wollten sie unter keiner Bedingung dulden. Wäre es nach ihrem Sinne gegangen, so hätten die armen Leute

in der schlimmen Jahreszeit über den wilden Bernhardin ziehen müssen, wo ohne Zweifel die zarten Kindlein, die schwachen Frauen und die gebrechlichen Greise im tiefen Schnee umgekommen sein würden. Gallicius nahm sich der bedrängten Glaubensbrüder mit der hingebendsten Treue an. Wie oft schrieb er ihretwegen an Bullinger! Wie manchen Eilboten schickte er in dieser Angelegenheit da und dorthin! Manche Schritte, die er für die Verfolgten that, blieben zwar fruchtlos. Die Niederlassung im Misox und in den Unterthanenlanden wurde denselben nicht bewilligt. Auch reformirte Rathsboten hielten es mit den Katholiken, theils aus Furcht vor den Drohungen der katholischen Eidgenossen, theils aus Besorgniß, es möchten auch die Locarner unruhige Menschen sein, wie Vergerius und seine Landsleute. Gallicius wirkte indessen so viel aus, daß sie in Roveredo bleiben durften, bis die mildere Jahreszeit den Uebergang über den hohen Berg mit Weib und Kind gestattete.

Die Verwiesenen fanden in Zürich eine Freistätte zur ungehinderten Ausübung ihres evangelischen Glaubens. Da sie sich aber in der neuen ganz deutschen Umgebung trotz der vielen Beweise brüderlicher Liebe, womit sie von den Zürchern überhäuft wurden, nicht behaglich fühlten, so wünschten sie bald, wieder nach Bünden zurückzukehren und im Misox ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gallicius setzte neuerdings zu

ihren Gunsten Alles in Bewegung. Zuerst richtete er für sie eine Bittschrift an den Rath von Chur; dann schrieb er an alle Amtsbrüder dies- und jenseits der Berge und ermahnte sie, das Volk für die Locarner günstig zu stimmen. Seine Bemühungen blieben leider erfolglos.

In den ersten Tagen des Januars 1557 erfüllte tiefe Trauer die Stadt Chur. „Vater" Comander war zur Ruhe des Herrn eingegangen. Der treue Knecht Gottes durfte auf dem Sterbebett mit dem Apostel Paulus sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter geben wird." Wir unterwinden uns nicht, den Schmerz zu schildern, den unser Philipp am Grabe seines väterlichen Freundes und treuen Collegen, mit dem er allezeit in ungetrübter Eintracht gelebt und am Werke des Herrn gearbeitet hatte, empfand. An Comanders Stelle, den so wichtigen Posten, der eines eifrigen und wachsamen Hüters bedurfte, erbat sich der Rath zu Chur von Zürich einen geeigneten Mann. Dieses schickte Johannes Fabricius, einen rüstigen Elsäßer, der gerade ins kräftige Mannesalter getreten war. Es fällt mit Recht auf, daß Gallicius übergangen wurde. Diese Hintenansetzung, zu der vielleicht die „Kronenfresser," welche

ihm aus bekannten Gründen abhold waren, das Ihrige beigetragen haben, mußte ihn schmerzen. Sie konnte ihn jedoch nicht verleiten, vom Pfluge hinter sich zu schauen. Obschon der neue College sich durch Derbheit auszeichnete und deshalb nicht ganz zu ihm paßte, verband er sich gleichwohl mit ihm, wenigstens in der ersten Zeit, innig zu treuem, gemeinsamen Wirken. Später wurde ihr amtsbrüderliches Zusammenleben öfters getrübt. Die Schuld lag ohne Zweifel auf beiden Seiten. Der Elsäßer ging dem bedachtsamen Bündner zu rasch zu Werke. Wir ersehen das ungestüme Wesen des Fabricius u. A. aus einem seiner Briefe an Bullinger, in dem er über den alten Travers ein ganz falsches und ungerechtes Urtheil fällte. Weil derselbe, wie oben gemeldet ward, zur Aufhebung des Bisthums nicht Hand bieten wollte, behauptet er darin, der unpartheiischen Geschichte zum Trotze, der Reformator von Zuz habe der evangelischen Kirche mehr geschadet, als genützt! Wir sind deshalb nicht geneigt, dem, was Fabricius auch über Gallicius Ungünstiges nach Zürich schrieb, unbedingten Glauben zu schenken.

Im J. 1558 arbeiteten die beiden Churer Pfarrer gewandt und planmäßig darauf los, den evangelischen Gemeinden in den Unterthanenlanden durch Zuwendung eines verhältnißmäßigen Antheils an den Kirchengütern eine gesichertere Stellung zu verschaffen.

Die Sache gelang wenigstens theilweise. Im gleichen Jahre verwendeten sich Gallicius und Fabricius für die in Frankreich grausam verfolgten Glaubensgenossen. Sie eiferten auf den Kanzeln rücksichtslos gegen die schändlichen Greuelthaten und baten die Bundeshäupter, sie möchten dem französischen Gesandten erklären, daß, wenn der König die Verfolgungen gegen die Protestanten nicht einstelle, Bünden Frankreich das Bündniß aufkündigen würde. Als der Gesandte nur leere Versprechungen gab, fuhren sie fort, auf der Kanzel gegen Frankreich zu Felde zu ziehen. Der Stadtrath sagte: „Wir müssen sie predigen lassen; Gott mag das walten.“

Während Gallicius sich mit solcher Treue und Energie der Glaubensgenossen in der Ferne annahm, vergaß er keineswegs, was in der Nähe Noth that. Das Engadin lag ihm ganz besonders fortwährend am Herzen. Er nannte es mit Vorliebe „sein Engadin.“ Er durfte es so nennen; denn die Wiedergeburt dieses Alpenthales war hauptsächlich sein Werk. Nicht sich gab er jedoch die Ehre, sondern dem Herrn, der ihn zum Werkzeuge auserkohren hatte. Das Innthal besaß um diese Zeit viele tüchtige Verkündiger des reinen Evangeliums. Unter ihnen ragte Ulrich Campell hervor, welcher 1550 in seiner Heimathgemeinde Süs, 1553 in der großen Gemeinde Zernez unter stürmischen Auftritten dem Papstthum den Garaus

gemacht und 1554 das von Gallicius in Zuz begonnene Werk mit gutem Erfolge fortgesetzt hatte. Ja sogar der greise Travers, der berühmte Feldherr und Staatsmann, bestieg als Verkündiger der reinen Christuslehre die Kanzel seiner Heimathgemeinde. Da Zuz, nach Chur der ansehnlichste Ort in ganz Rhätien, nach Campell's Weggange genöthigt war, einen blutjungen Schulmeister als Pfarrer anzustellen, erhielt Travers von der Synode die Erlaubniß, denselben in der Verkündigung des Evangeliums, so wie in Verrichtung der übrigen pfarramtlichen Geschäfte zu unterstützen. Dies that der würdige Greis noch mehrere Jahre mit Eifer und gesegnetem Erfolge. Umsonst sagten die Katholiken, der alte Mann sei kindisch geworden. Seine Predigten erfreuten sich eines zahlreichen Besuches von nahe und fern. „O glückliches Land," rief Gallicius, als der ausgezeichnete Mann sich in die Synode aufnehmen ließ, „nun wird das Evangelium feste Wurzeln treiben und herrliche Früchte tragen, da der Herr ein solches Licht angezündet hat und einen solchen Arbeiter in seinen Weinberg sendet." Den Protestanten im Engadin fehlte indessen noch immer eine wichtige wesentliche Sache — die Bibel in der Muttersprache. Ohne die h. Schrift ist es unmöglich, das Volk in der Wahrheit zu befestigen. Deshalb trachteten Luther und die Reformatoren anderer Länder, das, was

Erasmus, der König der Wissenschaft, den Gelehrten in griechischer und lateinischer Sprache gegeben, auch den Ungelehrten und Armen in ihrer Zunge nahe zu bringen. Die „Fackel des Himmels“ sollte den Gläubigen nicht nur in der Kirche, sondern auch im Hause leuchten. Die Engadiner hörten das Wort Gottes in den gottesdienstlichen Versammlungen fleißig an. Sie konnten aber nicht täglich in der Schrift forschen uud prüfen, ob es sich verhalte, wie ihre Prediger ihnen sagten. Es fehlte ihnen nicht nur die Bibel, sondern jedes andere Buch in der Muttersprache. Erst die Reformation hat eine rhäto-romanische Literatur geschaffen. Die Mönche und Priester, welche das Volk in der Unwissenheit zu erhalten suchten, behaupteten, der Engadiner Dialekt sei so verdorben, daß er keines schriftlichen Ausdruckes fähig sei. Tschudi und Stumpf erzählten ihnen dieß nach. Joh. Travers bewies jedoch durch seine Beschreibung des Müsserkrieges und durch einige dramatische Stücke, deren Stoff aus der Bibel geschöpft wurde, daß die ladinische Mundart so gut als das Deutsche und Italienische sich als Schriftsprache behandeln lasse. Seinem Beispiele folgten Gallicius und Campell. Der erstere übersetzte schon 1536 das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote und später auch einige Kapitel aus dem ersten Buche Mosis in das Unterengadiner-Ro-

manische. Campell übersetzte in die gleiche Sprache einige Psalmen Davids und andere geistliche Lieder und verfaßte in derselben auch einen weitläufigen Catechismus. Ein gedrucktes romanisches Buch existirte jedoch bis 1550 nicht. Der Rechtsgelehrte Jacob Biveroni von Samaden war der erste, welcher es wagte, ein Buch in dieser Sprache drucken zu lassen. Es war der von ihm in den Oberengadiner-Dialekt übersetzte Catechismus des Joh. Comander und Joh. Blasius. „Bei dem Anblicke dieses Buches," sagt ein damaliger Schriftsteller, „standen die Engadiner erstarrt vor Verwunderung, wie die Israelten in der Wüste beim Anblicke des Manna." Der Catechismus wurde 1552 zu Puschlav gedruckt, wo die erste Buchdruckerei Graubünden's von D. Landolfi kurz vorher auf Vergerio's Antrieb errichtet worden war. Da das Büchlein mit großem Beifalle aufgenommen wurde und reichen Segen stiftete, fühlte sich der treffliche Biveroni dadurch ermuthigt, an die Uebersetzung des Neuen Testamentes Hand zu legen. Mehrere Jahre arbeitete der fromme Mann in seinem stillen Kämmerlein an dem heiligen Werke. Er zog ohne Zweifel Gallicius und Campell, die zu solcher Arbeit befähigter gewesen wären, aber ihrer vielen Geschäfte wegen keine Zeit fanden, öfters zu Rathe. Im Jahr 1560 hatte der treue Arbeiter das Buch, welches so viel zur Befestigung der Reforma-

tion in Engadin beitrug, drucken lassen. Es erschien in Basel auf seine eignen Kosten und fand so großen Absatz, daß es öfters neu aufgelegt werden mußte. Die göttliche Offenbarung lag nun klar und offen in den Händen der ladinischen Bevölkerung. Vornehme und Geringe schauten mit neugierigem Blicke in das bisher unbekannt gewesene Buch. Je mehr sie darin lasen, desto stärker fühlten sie sich von der göttlichen Kraft des Evangeliums ergriffen. Viele Herzen wurden dadurch erweckt, viele Geister erleuchtet und viele Seelen bekehrt. Unter den fleißigen Lesern des romanischen N. Testamentes befand sich ein adeliger Jüngling von Celerina, Namens Thomas a Castris. Heimlich las dieser oft in später Nacht die frohe Botschaft des Evangeliums. Sein Vater, der ihn darob ertappte, tadelte ihn heftig. Er wollte nicht dulden, daß der Sohn im „ketzerischen" Buche lese. Der Jüngling fing aber an, dem Vater einige Erzählungen aus dem Leben Jesu laut vorzulesen. Von der wunderbaren Kraft dieser einfachen Erzählungen ergriffen, kann der Vater sich nicht satt hören. Weiter! weiter! ruft der gerührte Alte, wenn der Jüngling im Vorlesen eine Pause macht. Nach dem Wunsche des Vaters mußte Thomas auch Andern aus dem N. Testamente vorlesen.

Wie freute sich unser Philipp, daß dem Volke seines geliebten Engadin's nun die rechte und lauterste

Quelle des Christenthums geöffnet und zugänglich war. Mancher gottlose Meßpriester sagte beim Anblicke der Bibel in der Volkssprache: „Das heißt die Perlen vor die Säue werfen.“ Zwingli dagegen sagt: „Das Wort Gottes lehret, öffnet und erkläret sich selbst und bescheinet die menschliche Seele.“

Luther nennt die h. Schrift ein Buch, welches verdiente, daß es in allen Sprachen, Händen, Ohren und Herzen wäre.

Es war in hohem Grade nothwendig, daß das Evangelium in den protestantischen Gemeinden immer festere Wurzel treibe. Denn, wie ein gewappneter Mann, näherte sich die Gegenreform, welche Wiederherstellung des Papstthums bezweckte, den rhätischen Grenzen. In Carlo Borromeo, der die Seele des römischen Hofes war, während sein Oheim Pius IV. und der fanatische Pius V. auf Petri Stuhl saßen, war für die evangelische Kirche ein gefährlicher Feind aufgestanden. Die Ausrottung des Protestantismus zunächst in den italienischen Gegenden und dann auch in den übrigen Landschaften Graubündens war die große Aufgabe seines Feuereifers und seiner umfassenden Thätigkeit.

Der Cardinal, welcher jetzt als ein Heiliger verehrt wird, verschmähte kein noch so schlechtes Mittel, um seinen Zweck zu erreichen. Jesuiten und Kapuziner waren seine Hauptwerkzeuge. Durch sie suchte er zu-

vörderst die Evangelischen im Veltlin in den Schooß der päpstlichen Kirche zurückzuführen oder zu vertilgen. Spanien, das schon lange nach dem Addathal lüstern war, welches den Schlüssel zwischen Mailand und Deutschland bildet, unterstützte Borromeo.

Im J. 1561 erschien vor dem Bundestag in Chur ein päpstlicher Legat in Gesellschaft eines spanischen Gesandten von Mailand und trug mit frecher Stirne folgende Begehren vor: „Die evangelischen Prediger und alle italienischen Flüchtlinge sollen aus dem Veltlin und aus Cläven verwiesen werden. Die Buchdruckerei in Puschlav soll unter Aufsicht gestellt werden, damit nichts Ehrverletzendes wider den römischen Stuhl gedruckt werde; das bereits Erschienene soll verboten und weggenommen werden. Es solle die Errichtung einer Jesuitenschule in Ponte (Veltlin) gestattet werden. Es sollen in den Unterthanerlanden alle den Prädikanten der neuen Lehre zugesprochenen Kirchen und Einkünfte der katholischen Geistlichkeit zurückerstattet werden." Diesen Begehren wurde noch die Drohung beigefügt, wenn nicht entsprochen würde, sähe sich der Papst genöthigt, den katholischen Bewohnern der angrenzenden Länder jede Gemeinschaft mit bündnerischen Angehörigen zu untersagen, in welchem Vorhaben er auf den Beistand der katholischen Fürsten zählen dürfe. Der spanische Gesandte bestätigte Letzteres im Namen seines Königs. Der Bundestag

brachte diese Begehren vor die selbstherrlichen Gemeinden. Das ganze Land gerieth in Gährung. Ueberall stürmische Versammlungen. „Diese Anmaßung des Papstes ist empörend," hieß es in den reformirten Thälern. Fabricius schrieb Bullinger: „Wann man (in den Gemeindeversammlungen) hat gelesen Christi Statthalter hat der meerteyls jung und alt geschruwen, des Tüffels Statthalter." Gallicius legte selbstverständlich in diesem kritischen Zeitpunkte die Hände nicht in den Schooß. Der Handel verschaffte ihm sonder Zweifel manche schlaflose Nacht. Nach allen Seiten flogen unfehlbar auch dießmal ernste Mahnschreiben aus seinem Studirzimmer. Als die beiden Gesandten bald wieder erschienen und auf eigene Kosten eine außerordentliche Versammlung des Bundestages verlangten, ergriff Philipp rüstig den Wanderstab und zog mit Fabricius, Campell und andern Amtsbrüdern hinauf nach Ilanz, wo die Landesväter zusammen kamen, um dem Papste Bescheid zu geben. Warum hat sich Gallicius in die Politik eingemischt? Was hatte er beim Bundestage zu schaffen? In Ilanz schwebte damals Kirche und Staat in Gefahr. Die Unabhängigkeit von beiden war auf dem Spiele. Philipp war ein ganzer Mann. Als Geistlicher weihte er seine Kräfte vor Allem der Kirche, aber er fühlte sich zugleich auch als Bürger; daher auch der Staat und sein Vaterland einen nicht geringen

Theil seiner gewaltigen Wirksamkeit in Anspruch nahmen. Während der Versammlung der Rathsboten in Ilanz hielt zuerst Fabricius zwei Predigten über das apostolische Glaubensbekenntniß, in welchen er zeigte, daß die Protestanten mit Unrecht „Ketzer“ genannt werden. Der päpstliche Legat hatte sich diesen beleidigenden Namen erlaubt. Dann trat Gallicius vor den Bundestag und hielt mit gewohntem Feuer eine hinreißende Rede über die sowohl dem Staate als der Kirche drohende Gefahr und über die Würde der Republik. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Die Begehren des Papstes wurden in höflicher Form abgewiesen. Die beiden Gesandten mußten 660 Kronen für die Sitzung bezahlen. Der Legat geberdete sich deßhalb so verdrießlich, daß auch sein Gefährte sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Kaum nach Chur zurückgekehrt, hatte der geplagte Gallicius wieder mit Wiedertäufern zu schaffen. Auch die Irrlehren der Italiener spukten neuerdings im Unterengadin und im Bergell. Nachdem die beiden Pfarrer von Chur sich vergeblich bemüht hatten, zwei Bewohner der Stadt, welche ihre Kinder nicht taufen lassen wollten, durch Privatgespräche zu bekehren, disputirten sie mit denselben (Nov. 1561) vor dem Stadtrathe und brachten sie dahin, daß sie versprachen, sich der kirchlichen Ordnung zu unterwerfen. Wir stehen

nun im Geiste vor einem stattlichen Engadinerhause in Zuz. Die alten Engadinerhäuser tragen das Gepräge der Solidität an sich. Sie waren die Wohnstätten ganzer Mannen. Der Charakter eines Volkes drückt sich auch in seiner Bauart aus. Ueber der Hausthüre, durch welche mancher breitschulterige Held ein- und ausgegangen ist, steht ein altes Familienwappen. Ein Streitkolben erinnert an die streitende Kirche Christi auf Erden. Die Palmenzweige, welche das Herzschild einfassen, sind das schöne Sinnbild des himmlischen Friedens. Wir treten hinein und öffnen die Thüre einer Stube. Es steigen Gebete zum Throne Gottes empor. Johannes Travers liegt auf dem Sterbebett. Auf dem Tische liegt die offene Bibel. Um das Bett herum stehen der Pfarrer, Verwandte und Freunde mit feuchten Augen. Der alte Held wird von heftigen Schmerzen gequält, allein er empfängt so reichen Trost aus der Höhe, daß er auch die Umstehenden trösten kann. Er ist zum Heimgange gerüstet; sein Gesicht ist bereits verklärt; seine stammelnde Zunge preist die Gnade Gottes in Christo. Christus war sein Leben, Sterben ist sein Gewinn. Seine Augen schließen sich. „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben," sagt der Pfarrer. „Amen!" schluchzen die Anwesenden. Das ganze evangelische Bündnerland trauerte über den Hinschied des herrlichen Mannes. Auch viele Katholiken, die seine hohen Ver-

dienste um das Vaterland würdigten, weihten ihm Thränen der Dankbarkeit. Joh. Travers, eine Hauptzierde Rhätiens, starb im August 1563 im Alter von 80 Jahren.

Daß Gallicius über den Tod seines alten Freundes in Zuz tief betrübt war, versteht sich von selbst. Er empfand den Verlust des Mannes, an dem er oft eine kräftige Stütze gefunden, um so schmerzlicher, da um diese Zeit der kirchliche und politische Himmel des Vaterlandes sich immer mehr verdunkelte. Die Evangelischen im Misoxerthale, welche so zahlreich gewesen, daß laut Beschluß des Bundestages von den fünf Hauptkirchen der Landschaft ihnen zwei eingeräumt worden waren, hatten ihre Seelsorger 1561 entlassen müssen. Kühn und rastlos ging Carlo Borromeo auf sein vorgestecktes Ziel los. Das Concilium zu Trient befestigte die durch die Reformation erschütterte katholische Kirche. Einträchtig in ihrem Innern, stand sie nun wie eine Mauer gegenüber dem Protestantismus, der durch innere Entzweiung sich mehr und mehr schwächte. Die Lutheraner in Deutschland zerrissen mit blindem Eifer das Band der Eintracht. Den von Trient für die ganze protestantische Kirche ausgehenden Gefahren stand die evangelische Kirche Rhätiens am nächsten. Statt treu zusammenzuhalten, theilten sich aber auch die Reformirten in Bünden wegen der heillosen Bündnisse mit fremden Mäch-

ten in zwei feindliche Lager. Frankreich und Spanien-Oestreich stritten schon lange um den Vorrang und die Oberherrschaft in Europa. Beide buhlten um Rhätiens Gunst wegen seiner wichtigen Gebirgspässe und tapfern Alpensöhne.

Im J. 1564 bewarben sich der französische und spanische Gesandte zugleich um ein Bündniß. Ihre reichen Geldspenden — nach dem Gerücht soll der letztere 18,000 spanische Thaler mit sich gebracht haben — verwirrten das ganze Land. Viele Protestanten wollten zuerst weder mit dem König von Frankreich, der noch immer seine reformirten Unterthanen (Hugenotten) verfolgte, noch mit dem König Philipp von Spanien, der ein erklärter Feind des evangelischen Glaubens war, ein Bündniß schließen. Zu dieser Partei gehörten hauptsächlich die Unterengadiner. Die Oberengadiner und Bergeller neigten sich zu Spanien hin, weil sie von König Philipp als Herzog von Mailand Vortheile hinsichtlich des Verkehrs, z. B. zollfreie Getreideausfuhr erwarteten. Um das spanische Bündniß zu verhindern, wurde im Unterengadin sogar ein öffentliches Volksschauspiel aufgeführt, bei dem der silberlockige Greis Caspar Campell, welcher 1537 das Kindlein seines Sohnes Ulrich getauft, die Hauptrolle spielte. Als die spanischen „Thalerfresser" wahrnahmen, daß die Französischgesinnten obsiegen würden, vereinigten sie sich

schlau mit den Neutralen, welche von keinerlei Bündnisse wissen wollten. Sie hofften, daß, wenn einmal das französische Bündniß verhindert wäre, die französischen Parteigänger, welche eher ohne Wasser und Feuer, als ohne Pensionen und Jahrgelder zu leben vermöchten, zum Bündnisse mit Spanien Hand bieten würden. „So gefährlich ist es," sagt Campell, „wenn ein Raubthier einmal Blut gekostet hat." Nun vereinigten sich viele Neutrale mit der französischen Partei, indem sie ein Bündniß mit Frankreich am Ende für das kleinere Uebel hielten. Auch Pfarrer Campell in Süs rieth dazu aus Furcht vor Spanien, was er jedoch später bei der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit mit bitteren Thränen bereute. Das französische Bündniß kam zu Stande. Nun errreichte der Wirwarr den höchsten Grad. Der spanische Gesandte begab sich drohend aus dem Lande. Sein Anhang wühlte, bis ein bewaffneter Volksaufstand ausbrach. (1565). Mit fliegenden Fahnen zogen die irregeleiteten Unterengadiner in's Oberengadin und lagerten sich in Zuz, um die französischen „Kronenfresser" zu zuchtigen. Welch' wildes Getümmel herrschte nun an dem Orte, wo sechszehn Monate früher Joh. Travers in die Wohnungen des ewigen Friedens einging! Die Unruhstifter hatten nicht bedacht, daß es gefährlich ist, den Löwen zu wecken. Der bewaffnete Volkshaufen in Zuz wüthete zuletzt auch gegen die Empfänger der

„spanischen Thaler.“ Da die Unterengadiner in den reichen Häusern von Zuz die vielen Schinken aufräumten, wurde dieser Feldzug nachher spottweise „Speckkrieg“ genannt. Diese politischen Wirren waren für die evangelische Kirche von sehr schlimmen Folgen. Die Protestanten, welche so sehr der Eintracht bedurften, wurden dadurch getrennt und geschwächt. Auch ihre Pfarrer wurden in den Strudel gerissen. Nicht nur in den politischen Gemeindeversammlungen, sondern selbst im Schooße der Synode wurde dieser heillosen Bündnisse wegen mit Leidenschaftlichkeit gestritten. In einer Versammlung geriethen sogar die beiden Collegen von Chur heftig hinter einander. Fabricius beschuldigte in einem Briefe an Bullinger den Gallicius, Geld von fremden Gesandten empfangen zu haben. Ließ er sich vielleicht wieder von denselben als Uebersetzer gebrauchen? Oder war die Anklage aus der Luft gegriffen? Thatsache ist, daß in den damaligen Wirren Viele unschuldigerweise in Verdacht geriethen. Auch Campell wurde beschuldigt, er habe sich mit französischem Golde bestechen lassen, weil er das Bündniß mit Frankreich angerathen. Sein Ankläger wurde jedoch als Lügner erfunden. Fabricius berief sich, wenn er Ungünstiges über seinen Collegen nach Zürich meldete, auf Gerüchte, nicht auf Thatsachen. Welche Bewandtniß es aber in aufgeregten Zeiten mit den Gerüchten hat, weiß Jedermann.

Zum Glück für die uneinigen Protestanten, geriethen zu dieser Zeit auch die Katholiken in einen heftigen langen Streit unter einander. Zwei Monate nach dem Speckkriege starb der wohlbeleibte Bischof Thomas Planta. Da er sparsam und gegen die Armen nicht wohlthätig gewesen, wie sein Vorgänger Iter, hatte er während sechszehn Jahren große Reichthümer gesammelt. Nach dem Zeugnisse Campell's stand er in starkem Verdachte, Pensionen auswärtiger Staaten zu beziehen. Dennoch fand man bei seinem Tode die bischöfliche Kasse leer. Es ist oben bemerkt worden, daß er gegen Freunde und Verwandte freigebig gewesen sei. Kein Wunder, daß sich bei jeder Bischofswahl die vornehmsten Familien des Landes große Mühe gaben, einen der Ihrigen auf den Stuhl zu lupfen. Dießmal wollten es die Salis um jeden Preis durchsetzen, daß der Erzpriester Bartholome Salis von Sondrio, der schon zweimal vergeblich die Hände nach der Bischofsmütze ausgestreckt hatte, gewählt werde. Nach langem Streite, in dem es nicht an ärgerlichen Auftritten fehlte, welche wichtige Beiträge zur Sittengeschichte jener Zeiten bilden, wurde der Entscheid dem Papste und den katholischen Eidgenossen anheimgestellt. Beide sprachen sich für Beat a Porta, von Davos stammend, aus, welcher ein gelehrter Mann war und als ein erklärter Feind der „Zwinglischen Ketzerei" galt, während der alte

Salis, der in einem Treffen des Müsserkrieges mit seiner Halebarde eilf Feinde erlegt hatte, gegen die Protestanten freundlich gesinnt war.

Der Streit hatte zwei ganze Jahre gedauert.

Wir machen nun unserm Philipp wieder einen Besuch in dem bescheidenen Pfarrhause zu St. Regula. Die engen Gänge wimmeln etwas weniger von Kindern als vor etlichen Jahren. Immerhin sitzen noch acht Söhne und Töchter am Tische. Genug um die schmählich kleine Churer Pfründe zu verzehren. Nicht umsonst ist die treue Hausmutter vor der Zeit alt geworden. Wie viel hat es der guten Ursula getroffen, seit jenen Tagen, da sie mit ihrem Philipp von Lavin über die hohen Berge hinaus fliehen mußte! Auf ihre Hochzeit folgten nicht Honigmonate, sondern Wermuthjahre. Welche Angst mußte sie in Langwies ausstehen! welche Entbehrungen in Scharans erdulden! welche Sorgen in Chur tragen! Eine religiöse Frau ist jedoch stark. Wohl dem Manne, der in den Stürmen des Lebens eine Gefährtin an der Seite hat, die da spricht: „Vertraue Gott! so wird er dir aushelfen." Im stillen Kämmerlein des Gallicius und seiner Ehehälfte ertönten nicht nur Klagelieder, sondern auch Lob- und Dankpsalmen. Der Herr, der einst mit wenigen Broden Tausende gesättigt, segnete auch die spärliche magere Kost im Pfarrhause zu St. Regula. Und über wie viele herrliche Siege des Evangeliums konnte

sich Philipp freuen! Seine Ursula theilte mit ihm die Freude im Herrn. Mit welcher Wonne konnte ferner das oft so schwer geprüfte Elternpaar auf die drei ältesten Söhne hinblicken! Alle drei trugen bereits das schwarze Ehrenkleid.

Alexander, Philipp und Johannes begleiteten ihren Vater, wenn er sich in die Sitzungen der Synode begab. Es waren tüchtige Streiter Christi. Philipp predigte in dem romanischen Flims, einer der größten Gemeinden des Oberlandes. Alexander war Seelsorger in dem stattlichen Flecken Thusis.

Als im J. 1563 Schiers, die volkreichste Gemeinde des Prättigau's, sich vom Papstthum lossagte, war dort zur Befestigung der Reformation ein wackerer Arbeiter nothwendig. Die Synode schickte den jungen Alexander Gallicius an den wichtigen Posten. Auf seiner Reise von Thusis nach Schiers wurde er in Ems bei Chur von Katholiken überfallen und grausam mißhandelt.

Da der rhätischen reformirten Kirche an der Schwelle Italiens immer größere Gefahren drohten, war eine innigere Anschließung derselben an die evangelischen Schwesterkirchen in der Eidgenossenschaft nothwendig Als daher Bullinger in Zürich die helvetische Confession herausgab, war Gallicius ohne Zweifel der erste, welcher anrieth, die rhätische Confession, sein eigenes Werk, aufzugeben. Er und Fabricius unter=

schrieben 1566 Namens der rhätischen Kirche die helvetische Confession.

Siebenzehntes Kapitel.

Gallicius stirbt an der Pest 1566.

Es war dies eine seiner letzten Thaten zum Heil der vaterländischen Kirche. Die Pest, welche schon 1564 aus dem Elsaß in die Schweiz gekommen, und besonders in Basel und Bern furchtbar wüthete, drang 1566 auch in den Schooß der rhätischen Alpen hinauf. Die Stadt Chur, welche sich von der schrecklichen Seuche des Jahres 1550 noch nicht ganz erholt hatte, wurde auch diesmal am stärksten heimgesucht. Fast ein Drittel ihrer Bevölkerung sank in's Grab. Auch im Pfarrhause zu St. Regula ging die Todtenbahre mehrmals ein und aus. Zuerst wurde unser Philipp zur Ruhestätte des Grabes getragen. Ihm folgten bald nachher seine treue Ursula und zwei Söhne Joseph und Noah. Etwas später wurden auch die drei im Weinberge des Herrn arbeitenden Söhne des Gallicius eine Beute der schrecklichen Seuche! Kein Augenzeuge schildert uns die letzten Stunden Philipp's. In Pestzeiten sind die Sterbezimmer nicht mit theilnehmenden Freunden angefüllt. — Wir wissen aber: Wer dem Herrn lebt, stirbt dem Herrn und ist sein. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Die getreuen Knechte gehen, wenn sie sterben, zu des Herrn Freuden ein. Kein Denkstein bezeichnet das Grab des Hauptreformators der drei Bünde in Hohenrhätien. Möge dieses Büchlein dazu dienen, das Andenken des herrlichen Mannes unter dem evangelischen Volke aufzufrischen. Er hat für das köstlichste Gut, das wir besitzen und genießen, für die Religionsfreiheit, gekämpft und geduldet bis an sein Ende.

Halle. Druck von Otto Hendel.

Von demselben Herrn Verfasser ist in gleichem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ritter
Johannes Guler von Weineck.

Lebensbild eines Rhätiers
aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Von Georg Leonhardi,
Pfarrer in Brusio.

16. Eleg. broch. Preis Fr. 1. 50. = 12 Ngr.

„Eine ächt volksthümliche und zugleich das protestantische Bewußtsein in hohem Grade anregende Biographie. Der Verfasser, Pfarrer in Brusio, führt uns das Lebensbild eines Mannes vor, der geschult und erprobt durch fast ununterbrochene Kämpfe sich als einen christlich ritterlichen Charakter dokumentirt, eine Stütze, an die sich die Schwachen anlehnen, eine Säule seines Vaterlandes, das von Feinden bedrängt und umringt ist, ein Mann, der einer Eiche gleicht, die, mit ihren Wurzeln festgewachsen, durch die heftigsten Stürme nicht erschüttert werden kann. Dieser wackere tapfere Rhätier hatte aber den festen Mittelpunkt gewonnen, hatte jene Höhe des Lebens erreicht, von der aus der gläubige Christ mit sicherer Ruhe und unbeugsamer Festigkeit herabblicken kann auf Alles, was ihn zu erschüttern droht, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen. Es bewährte sich auch an diesem tapfern Streiter Christi jene mehr durch die Gnade Gottes in Christo erlangte Festigkeit des Herzens.

Victor ero tandem
Mea spes est unica Christus
Huic vivo, huic moriar
Caetera nihil curo;

also schreibt er in sein tägliches Handbuch. In Gottes Wort sucht und findet der christliche Held und Staatsmann Trost und Stärke in jeder Noth. Mit besonnener Beharrlichkeit hält er an der Sache fest und bleibt bis zu seinem letzten Hauch seinem Wahlspruch treu: Deo, patriae et amicis. Und seine Hoffnung ward nicht zu Schanden. Seine Glaubenstreue ward belohnt mit einem heitern unumwölkten Lebensabend und einem fröhlichen Scheiden. In der That ein gar köstliches erquickendes Lebensbild, das wir hiermit nochmals auf's wärmste empfehlen. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. (Zimmermann's theol. Literaturbl. 1864 Nr. 1. im Auszuge.)

